campusmagazin tübingen

kupferblau



Nach uns die Mülflut

42. ausgabe, wintersemester 2019/2020



chill mal!

30 Minuten von Tübingen*, am Fuß der schwäbischen Alb könnt Ihr richtig chillen inklusive Wellness deluxe!

*Mit der Ermstalbahn von Tübingen direkt nach Bad Urach oder mit dem Regionalzug von Tübingen nach Metzingen und dann mit der Ermstalbahn oder dem Bus weiter nach Bad Urach.

Thermen 3,5h 10€

Bis zum vollendeten 25. Lebensjahr, täglich ab 15 Uhr (in den Ferien ab 13 Uhr), Thermen & Sauna 4h EUR 16,10

Preisänderungen vorbehalten

alb THERMEN
BAD URACH

Die AlbThermen bieten eine Quelle der Erholung und Jungbrunn für Ihre Gesundheit! Und das in einem der schönsten und traditionsreichsten Bäder Europas.

albthermen.de
07125 94360



Foto: Urs Winterhalder

Liebe Leserin, lieber Leser!

Verantwortung für die Umwelt zu übernehmen bedeutet, Farbe zu bekennen. In unserem Fall: Mineralölfreie Druckfarbe. Denn diese Ausgabe fällt nicht nur durch ihr neues Design auf, das unser Layouter Aaron entworfen hat – sie ist auch klimaneutral produziert und auf Recyclingpapier gedruckt. Nach uns die Müllflut? Nicht mit uns!
Unter kulturellen, ökologischen, ökonomischen und ethischen Aspekten beschäftigen wir uns in diesem Heft mit dem Thema Nachhaltigkeit. Du erfährst, was dieser allgegenwärtige Begriff eigentlich bedeutet, ob es sinnvoll ist, dein schlechtes CO2-Gewissen mit einem Ausgleichsbeitrag zu kompensieren und warum sich Klimaaktivisten jede Woche auf die Stufen der Stiftskirche legen und totstellen. Oberbürgermeister Boris Palmer erklärt, weshalb es in Tübingen bislang keine regionale Verpackungssteuer gibt und die Gärtner des Klimafarming-Projekts geben Einblicke in das Prinzip der Permakultur.
Auch abseits unseres Dossierthemas findest du viele praktische Tipps für das kommende Semester: Unser Horoskop verrät dir, wie deine nächste Klausur verlaufen wird, du erfährst, wo die besten Falafel verkauft werden und bekommst Einblicke in die Tübinger Foodsharing-Community.

Viel Spaß beim Lesen!

In Tübingen passiert in einem Semester viel mehr, als in ein Magazin passt. Deswegen findest du auf unserer Website www.kupferblau.de verschiedene Artikel zu den aktuellsten Themen.
Wir berichten über kulturelle Veranstaltungen wie beispielsweise Theateraufführungen, Poetry Slams, Querfeldein oder Lesungen. Du wirst auf dem neuesten Stand gehalten, was hochschulpolitische Themen wie StuRa-Sitzungen oder die studentische Vollversammlung angeht. Es gibt außerdem spannende Artikelreihen wie die Tübinger Städtepartnerschaften oder die Wer-War-Eigentlich?-Reihe, von denen auch Leseproben im Heft sind. Auch einen Online-Artikel zu einer Querfeldein-Veranstaltung findest du in dieser Ausgabe.
Wir haben in diesem Wintersemester nicht nur den tausendsten Artikel veröffentlicht, sondern arbeiten auch ständig an unserem Social Media-Auftritt.
Schau gerne auf Facebook bei Kupferblau-Campusmagazin Tübingen vorbei, oder auch auf Instagram unter @kupferblau_redaktion.

Wir freuen uns auf euch!

Anna-Lena Jaensch
(Chefredaktion Print)

Tabea Siegle
(Chefredaktion Print)

Florian Sauer
(Herausgeber)

Marvin Feuerbacher
(Chefredaktion Online)

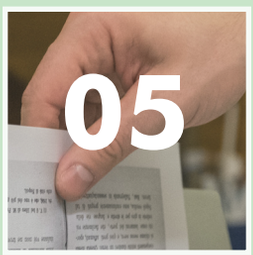
Ellen Lehmann
(Chefredaktion Online)

Hinweis: Aus Gründen der Lesbarkeit ist in den Texten im Falle personenbezogener Hauptwörter die männliche Form gewählt (zum Beispiel: Mitarbeiter statt Mitarbeiter*innen), selbstverständlich beziehen sich die Angaben aber auf Angehörige aller Geschlechter.

INHALT

Dossier

zahlen und fakten



ein zweites leben für altpapier



tausche geld gegen gewissen



von leeren körben und vollen foren



TOTal nachhaltig

Politik



„unser system sorgt dafür, dass wir abkacken“



ein weg weg von einweg



life in plastic – it’s fantastic?

Kultur



porträt: aus dem leben eines schwulen pfarreranwärters



hier darf die natur tanzen



von mode zu müll – in drei tagen

Unileben



test:
einen an der falafel



von kunden und anderen problemen



horoskope

Online



„ein total krankes und perverses system“



tübinger städte–partnerschaft:
county durham



wer war eigentlich ....
elfriede aulhorn?

Alte Bekannte



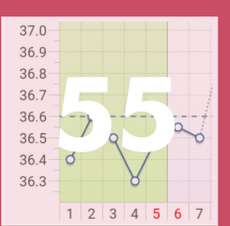
campusgeflüster



wer ist eigentlich dieser willi?



new york:
pampa statt big apple



zwischen zyklus & zervixschleim



auf eine tasse kaffee mit prof. dr. florian kapmeier



coming as guys, going as men

Grundkurs Philosophie

systematisch – verständlich – klar gegliedert



Band 1
Gerd Haeffner (Hrsg.)
Philosophische Anthropologie
ISBN 978-3-17-018991-1. € 20,–

Band 2
Harald Schöndorf
Erkenntnistheorie
ISBN 978-3-17-025215-8. € 24,99
Auch als E-Book erhältlich

Band 3
Godehard Brüntrup/Matthias Rugel
Metaphysik
ISBN 978-3-17-036122-5. Ca. € 28,–
Auch als E-Book erhältlich

Band 4
Friedo Ricken
Allgemeine Ethik
ISBN 978-3-17-022583-1. € 26,90

Band 5
Josef Schmidt
Philosophische Theologie
ISBN 978-3-17-017958-5. € 20,–

Band 6
Friedo Ricken
Philosophie der Antike
ISBN 978-3-17-019909-5. € 22,–

Band 7
Philosophie des Mittelalters
In Vorbereitung

Band 8,1
Heinrich C. Kuhn
Philosophie der Renaissance
ISBN 978-3-17-018671-2. € 24,99
Auch als E-Book erhältlich

Band 8,2
Harald Schöndorf
Philosophie des 17. und 18. Jahrhunderts
ISBN 978-3-17-026392-5. € 30,–
Auch als E-Book erhältlich

Band 9
Peter Ehlen/Gerd Haeffner
Josef Schmidt
Philosophie des 19. Jahrhunderts
ISBN 978-3-17-030951-7. € 30,–
Auch als E-Book erhältlich

Band 10
Peter Ehlen/Gerd Haeffner
Friedo Ricken
Philosophie des 20. Jahrhunderts
ISBN 978-3-17-020780-6. € 24,80

Band 11
Heinrich Watzka
Sprachphilosophie
ISBN 978-3-17-026303-1. € 22,99
Auch als E-Book erhältlich

Band 13
Friedo Ricken
Sozialethik
ISBN 978-3-17-022502-2. € 24,99
Auch als E-Book erhältlich

Band 14
Norbert Brieskorn
Rechtsphilosophie
ISBN 978-3-17-009966-1. € 14,80

Band 16
Günther Pöltner
Philosophische Ästhetik
ISBN 978-3-17-016976-0. € 24,–

Band 17
Friedo Ricken
Religionsphilosophie
ISBN 978-3-17-011568-2. € 20,–

Band 18
Winfried Löffler
Einführung in die Logik
ISBN 978-3-17-015460-5. € 23,–

Band 19
Norbert Brieskorn
Sozialphilosophie
ISBN 978-3-17-020521-5. € 22,–

Band 20
Stefan Bauberger
Wissenschaftstheorie
ISBN 978-3-17-031119-0. € 22,–
Auch als E-Book erhältlich

Band 21
Michael Reder/Andreas Gösele
Lukas Köhler/Johannes Wallacher
Umweltethik Neu!
ISBN 978-3-17-031467-2. € 25,–
Auch als E-Book erhältlich

Band 22
Godehard Brüntrup
Philosophie des Geistes
ISBN 978-3-17-034036-7. € 29,–
Auch als E-Book erhältlich

Band 23
Georg Sans
Philosophische Gotteslehre
ISBN 978-3-17-032561-6. € 22,–
Auch als E-Book erhältlich

Band 24
Michael Reder
Philosophie der pluralen Gesellschaften
ISBN 978-3-17-031009-4. € 26,–
Auch als E-Book erhältlich

Leseproben und weitere Informationen unter www.kohlhammer.de

Kohlhammer

Dossier:

NACHHALTIGKEIT

„Es dürfen nicht mehr Bäume geschlagen werden, als im selben Zeitraum nachwachsen können.“

S.3

NACHHALTIGKEIT: zahlen & fakten

Ein Begriff, der heutzutage scheinbar überall auftaucht: In der Politik, in YouTube-Videos, auf Instagram oder Werbeplakaten. Aber was bedeutet das überhaupt – Nachhaltigkeit?

Für das Wort „Nachhaltigkeit“ gibt es keine einheitliche Definition. Es gibt allerdings ein bekanntes Zitat, welches häufig angeführt wird: „Nachhaltige Entwicklung ist eine Entwicklung, die gewährt, dass künftige Generationen nicht schlechter gestellt sind, ihre Bedürfnisse zu befriedigen als gegenwärtig lebende“, wurde 1987 im Brundtland-Bericht der Vereinten Nationen geschrieben.
Der Begriff stammt ursprünglich aus der Forstwirtschaft und tauchte dort zuerst in einer Schrift von 1713 auf, verfasst von Hans Carl von Carlowitz. Seine Grundidee: Es dürfen nicht mehr Bäume geschlagen werden, als im selben Zeitraum wieder wachsen können. Carlowitz erkannte schon früh das Problem der Überrodung und wollte sicherstellen, dass der Rohstoff Holz auch zu einem späteren Zeitpunkt noch zur Genüge verfügbar sein wird.
Nachhaltigkeit kann nur unter verschiedenen Gesichtspunkten wie Ökologie, Ökonomie, Kultur, Soziales und Politik existieren. Modelle wie das Drei-Säulen-Modell von Professor Bernd Heins werden verwendet, um zu zeigen, dass alle diese Bereiche miteinander im Einklang sein müssen, damit Nachhaltigkeit entstehen kann.
Heute kennen wir das Wort „Nachhaltigkeit“ vor allem in Verbindung mit Dingen wie Mode, Mobiliar oder Ernährung. Nachhaltig ist es zum Beispiel, keine neu produzierten Produkte zu kaufen, sondern auf Gebrauchtwaren zurückzugreifen. Gerade für Dinge wie Bücher, Kleidung oder Möbel lohnt es sich, in Second-Hand-Läden und ähnlichen Geschäften vorbeizuschauen.

Nachhaltiges Handeln hat in den letzten Jahren stark an Bedeutung gewonnen. Schon innerhalb einer Generation lässt sich ein rapider Wandel der Lebensumstände feststellen.
Es geht also nicht nur um die Generationen nach uns, sondern auch um die unsere…



Marie Linn Lohmann (19):

will einfach nur die Welt retten.



Urs Winterhalder (24):

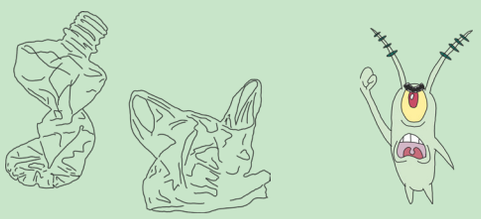
sieht jetzt die Welt in Fußballfeldern.

fussabdruck.de
umweltschutz.de

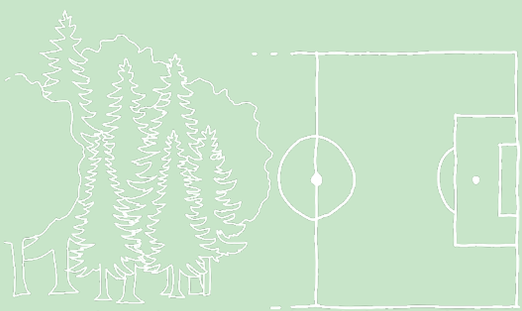


Wenn Christoph Kolumbus bei der Entdeckung der Neuen Welt 1492 eine Plastikflasche ins Meer geworfen hätte, wäre sie erst jetzt komplett biologisch abgebaut. Plastik hält sich etwa 500 Jahre in der Natur.

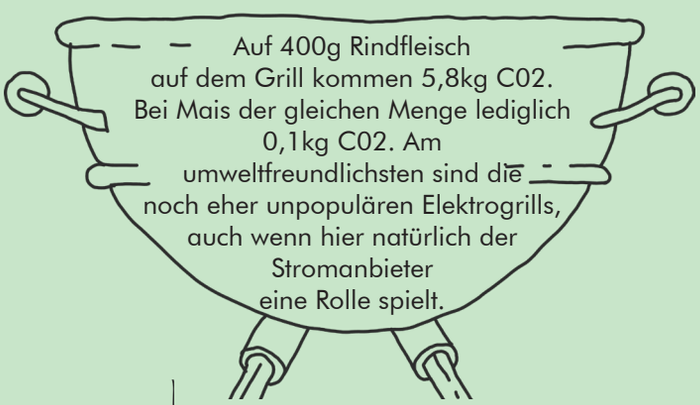
In den Meeren gibt es sechsmal so viel Plastik wie Plankton.



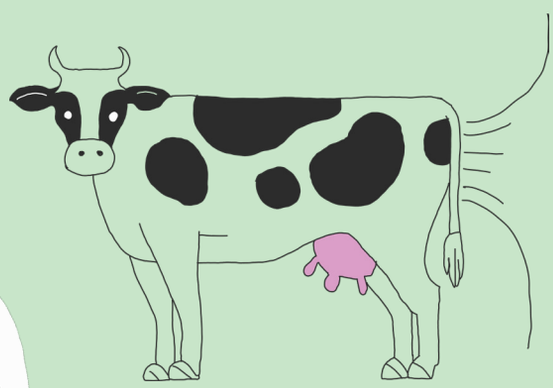




Jede Sekunde wird auf der Welt eine Waldfläche in der Größe eines halben Fußballfeldes abgeholzt. Davon wird ein großer Teil für Weidefläche und zur Tierfutterproduktion verwendet.







14,5 Prozent der vom Menschen ausgestoßenen Treibhausgase entstehen durch Tierhaltung. Zum Vergleich: der gesamte Verkehrssektor weltweit stößt mit 14% sogar noch weniger aus.

Illustration: Aaron Chaudhry



Ein zweites Leben für Altpapier

Sie stehen neben fast allen Kopierstationen der Uni und beinahe jeder hat sie schon einmal gesehen. Doch wo sie genau herkommen und was sie bezwecken sollen, ist vielen unklar: Die Rede ist von den hölzernen Boxen des „Papierpilz". Was als kleines Projekt von vier Studierenden begann, ist heute ein gemeinnütziger Verein: Aus einseitig bedrucktem Papier, das ansonsten weggeworfen würde, stellen die Mitglieder stylische Schreibblöcke her.

Eine Bindemaschine, ein Wohnzimmer, vier Freunde – viel mehr war am Anfang nicht da, als der „Papierpilz" vor rund sieben Jahren aus der Taufe gehoben wurde. „Das Projekt wurde aus zwei verschiedenen Ideen kombiniert", erzählt Philipp Biswas, während er durch den Keller eines unscheinbaren Universitätsgebäudes in der Nähe des Kupferbaus geht. Philipp ist Philosophiedoktorand, 36 Jahre alt und Gründungsmitglied von „Papierpilz". Er fährt fort: „Wir haben immer wieder selbst einseitig bedrucktes Papier als Schmierzettel benutzt, um Notizen und Exzerpte für das Studium anzufertigen." Einer der Gründer habe damals eine simple Bindemaschine besessen, mit der er sich eigene Skripte band. „Daraus wurde dann das Projekt im größeren Stil", sagt Philipp. Hier im Kellerraum stehen die Geräte, die die Gruppe benötigt, um aus weggeworfenem, einseitig bedrucktem Papier, wie es oft an der Universität anfällt, Ringbücher, Blöcke und dünne Notizhefte zu machen. In einem großen Regal werden in diversen Kartons die Blätter sortiert, um später weiterverarbeitet zu werden. Das Ganze nennt sich „Prärecycling". Dabei soll benutztes Papier in einem eigenen Wirtschaftskreislauf gehalten

Die Idee: Der Wegwerfwelt der Wissenschaft etwas entgegensetzen



In Holzboxen wie dieser sammelt der Verein das Papier. Foto: Marko Knab

und der Wegwerfwelt der Wissenschaft etwas entgegengesetzt werden. Deswegen sind die neu entstandenen Produkte auch kostenlos erhältlich. Etwa sechs Stunden arbeiten die Mitglieder pro Woche an dem Projekt, ohne Bezahlung. Mittlerweile ist „Papierpilz“ nicht mehr ‚nur‘ eine Initiative, sondern ein gemeinnütziger Verein. Im Laufe der Jahre professionalisierte sich der Verein zunehmend. Dazu wurden an fast allen Instituten der Universität und an Kopierstationen in den Bibliotheken Holzboxen aufgestellt, in die nicht mehr verwendetes, einseitig bedrucktes Papier gelegt werden kann. Mit Fahrrad und Anhänger holen die Mitglieder von „Papierpilz“ die Stapel ab und bringen sie zur Verarbeitung. Um effizienter zu arbeiten, musste die kleine Bindemaschine aus den Anfangstagen einem größeren Modell weichen. Für die Menge von Papier sei sie einfach nicht mehr ausreichend gewesen, sagt Gründungsmitglied Philipp. Dieser neue, große, vier Kilogramm schwere Klotz aus Metall und Hebeln kostete gebraucht rund 4000 Euro, berichtet er weiter. Das Geld dafür hat die Gruppe bei dem Start-Up-Wettbewerb „Generation D“ in München gewonnen. Einen Teil steuerte außerdem eine Crowdfunding-Plattform hinzu. Mit der neuen Maschine können sie nun viel schneller große Mengen Papier stanzen. „Bei 35 Blatt ist allerdings Schluss“, erklärt Philipp: „Dann tritt beim Stanzen ‚Kaltverschweißung‘ ein. Das heißt, dass durch den Druck der Stanzbolzen in der Maschine das Papier an den Stellen, an denen es gelocht wird, verklebt und aneinander haften bleibt.“ Andere Geräte, wie zum Beispiel Fahrradanhänger für den Transport, wurden aus kleineren Gewinnsummen von weiteren Wettbewerben angeschafft. Damit die Produktion der Blöcke reibungslos ablaufen kann, sind die Arbeitsbereiche genau eingeteilt: Vom regelmäßigen Leeren der Papierboxen bis hin zur internen und externen Kommunikation ist alles geregelt. Es können auch Patenschaften für Papierboxen übernommen werden, eine freiwillige Verpflichtung, sich um eine bestimmte Box von „Papierpilz“ an der Universität zu kümmern. Auch von außen wird das Engagement unterstützt: Oft spenden Unternehmen aus Tübingen und der nahen Umgebung Papierabfälle und Fehldrucke, die dann von „Papierpilz“ weiterverwendet werden können. Manchmal werde auch Geld gespendet. „Trotz des sehr durchorganisiert wirkenden Ablaufs soll die Arbeit bei „Papierpilz“ eine lockere Angelegenheit bleiben“, sagt Carla, die schon mehrere Jahre Teil des Teams ist. „Wenn man sich hier mit Freunden trifft, um gemeinsam zu arbeiten und zu binden, dann hat man eine gewisse Routine und muss nicht so viel nachdenken“, meint sie und lacht. Auch für Außenstehende, die Lust darauf haben, eigene Notizbücher und Ähnliches zu binden, ist die Gruppe offen – ein Angebot, das auch immer wieder auf Veranstaltungen wie der „let’s nez!“, einer Erstsemesterakademie, die für nachhaltige Entwicklung sensibilisiert, gemacht wird. Wer keine Lust oder Zeit hat, eigens einen Block anzu-fertigen, kann sich ein Exemplar auch umsonst in zwei Geschäften in Tübingen abholen: In dem Buchladen „Rosa Lux“ und dem Unverpackt-Laden „Speicher“ in der Altstadt liegt ein Angebot aus.



Carla zeigt Redakteur Nils, wie die Bindemaschine funktioniert. Foto: Marko Knab

Neben der weiteren Vernetzung mit anderen Gruppen überall in Deutschland, welche teilweise auch den gleichen Namen tragen, ist es Philipps neuestes Anliegen, in der Universitätsbibliothek eine Bindestation einzurichten, die von Studierenden genutzt werden kann. So könnte dort nicht gebrauchtes Papier vor der Mülltonne und Entsorgung gerettet werden. Das spart Zeit, Ressourcen – und macht außerdem einfach Spaß.

Hier geht’s zum Erklärvideo.



Nils Conrad (23):

sammelt Papier für den Druck seiner Bachelorarbeit.

Tausche Geld gegen Gewissen

Wie nachhaltig sind Kompensationsunternehmen?

Elf Tonnen C02 verbraucht eine deutsche Person laut Umweltbundesamt pro Jahr. Das Versprechen, durch einen finanziellen Beitrag zum Klimaschutz den eigenen Lifestyle wieder gut zu machen, klingt verlockend. Doch die Realität ist viel komplizierter.

Es kann so einfach sein. Und so billig. 22 Cent kostet die CO2-Kompensation meiner Fahrt mit dem FlixTrain von Tübingen nach Frankfurt. Ich klicke auf das Häkchen, denn 22 Cent für eine bessere (Um-)Welt kann ich mir schließlich gerade noch leisten. Einen Hin- und Rückflug zwischen Frankfurt nach Barcelona müsste ich beispielsweise für schlappe elf Euro „kompensieren"; eine Reise nach Neu-Delhi und zurück dagegen für circa 90 Euro. Egal ob es sich um Zugfahrten, Flüge, Druckkosten oder Kohlestrom handelt, neuerdings scheint CO2-Kompensation oder auch die „Klimaneutralität" jeglicher Produkte und Dienstleistungen zu einem neuen, hoffnungsvollen Versprechen geworden zu sein. Schaut her, wir kompensieren, wir retten das Klima! Vor kurzem habe ich ein klimaneutrales Vanilleeis gegessen. Es schmeckte auch wirklich sehr …kalt.

„Zu glauben, es gäbe einen absolut richtigen Preis für eine Treibhausgasemission, ist naiv und etwas weltfremd."

Die Autorin zum Hintergrund des Artikels.

Kompensieren kann man Treibhausgasemissionen als Privatperson oder als Unternehmen. 6,6 Millionen Tonnen CO2 wurden 2016 in Deutschland freiwillig kompensiert, besagt eine Studie des Thinktanks Adelphi. Dabei errechnen Dienstleister wie Atmosfair oder myClimate die finanziellen Kosten für eine bestimmte Menge an Tonnen CO2 und investieren diesen Betrag dann in zertifizierte Klimaschutzprojekte, vornehmlich im Globalen Süden. Die gemeinnützige GmbH Atmosfair mit Sitz in Berlin ist dabei in allen nationalen und vielen internationalen Untersuchungen als Testsieger der CO2-Kompensation hervorgegangen. In den angebotenen Projekten bekommen Familien in Ruanda und Nigeria effizientere Öfen, in Indien wird ein Biomassekraftwerk zur Verwertung von Ernteresten unterstützt und im Irak installiert man eine Photovoltaikanlage für ein Flüchtlingscamp.

Aber was soll das denn überhaupt bedeuten, „Kompensation"? Als synonym zu dem Begriff listet der Duden andere Substantive auf, von Äquivalent, Ersatz oder Ausgleich über Wiedergutmachung und Entschädigung bis hin zu Buße. Das erinnert doch an neue Vokabeln wie „Klimasünder" oder „Flugscham". Gut, dass wir uns meiner ersten Recherche nach zu einem relativ bezahlbaren Preis von unseren Umweltschäden freikaufen können – oder? Im Gespräch mit Thomas Potthast, Bioethiker und Leiter des Kompetenzzentrums für Nachhaltige Entwicklung an der Universität Tübingen, fängt mein neu gewonnenes, optimistisches Weltbild an zu bröckeln. „Zu glauben, es gäbe einen absolut richtigen Preis für eine Treibhausgasemission, ist naiv



Mal schnell um den halben Globus reisen - nichts Ungewöhnliches unter Studierenden.
Foto: Leonie Müller

und etwas weltfremd“, antwortet Potthast auf meine Frage, warum die Preise für Kompensation so günstig sind. „Im System der kapitalistischen Weltwirtschaft bestimmen Angebot und Nachfrage den Preis. Also: wenn alle Fliegenden kompensieren würden, dann stiege der Preis für CO2-Emission massiv an, weil es so viele Kompensationsprojekte gar nicht gibt.“ Das entscheidende Kriterium der Zusätzlichkeit, also dass ein Projekt die CO2-Einsparungen eben nicht sowieso schon erzielt, sondern dies nur aufgrund der geleisteten Kompensationszahlungen schafft, steht je nach Anbieter ohnehin oft auf wackeligen Füßen.

Ein weiteres Problem: Begriffe wie „klimaneutral“ sind nicht geschützt. Jedes Unternehmen und jeder Kompensationsanbieter kann selbst errechnen, welche Emissionen in die Kompensation miteinberechnet werden sollen und welche nicht. Fragwürdigere Anbieter wie GreenSeat oder ClimateCare beispielsweise kalkulieren für den Flug nach Delhi statt 90 Euro nur 15 Euro – eine utopisch kleine Summe. Die Klimawirkung von Stickoxiden, Wasserdampf und Aerosolen wird hier außer Acht gelassen. Beim Beispiel Flug stellt sich die Frage, ob die Instandhaltung der Flughäfen, der Bau des Flugzeugs, die Infrastruktur, die mich zum Flughafen bringt, oder die Kosten von Lärmschutz nicht auch mit in die Berechnung gehören. Eine Grenze zu ziehen ist schwierig. Bestimmte materielle Wirkungen kann man nicht ungeschehen machen, sagt Potthast. Trotzdem kompensiert er die wenigen beruflichen Flüge, die er nicht vermeiden kann.

Von einer Kompensation kann ich mir also nur erhoffen, dass sie erwartbaren Schäden entgegenwirkt. Auch das Umweltbundesamt schreibt: „Geben Sie der Vermeidung von Treibhausgasen Vorrang vor deren Kompensation.“ Klingt einleuchtend. Wer fliegt, weil er ja nun kompensieren kann, der tut genau das Gegenteil von dem, was eigentlich erreicht werden sollte – nämlich eine Bewusstseinsänderung hin zu weniger Treibhausgasemissionen. Eine Studie von Wissenschaftlern der Universitäten Hamburg und Kassel kommt zu dem Schluss, dass CO2-Kompensationen erstaunlicherweise mit anderen Klimaschutzaktivitäten korrelieren. Anscheinend wird Kompensation also nicht als ‚Ablasshandel‘ gesehen, sondern als eine ergänzende Maßnahme für ‚notwendige‘ Emissionen. Gerade für Berufsreisen, die zum jetzigen Zeitpunkt aus subjektiver Sicht nicht vermeidbar sind, lohnt es sich zu kompensieren, um einen kleinen positiven Beitrag zu leisten. Auch die Uni Tübingen sollte sich dringend mit diesem Thema auseinandersetzen, findet Potthast. Eine verpflichtende Kompensation könnte zu einer stärkeren Auseinandersetzung mit dem Thema und einer Verringerung der Flugreisen führen. Statt an Dienstleister wie Atmosfair zu spenden, könnte die errechnete Kompensationssumme auch in einen Klimaschutz-Fonds investiert werden.

Damit die Kompensation einen Unterschied macht, müssen strenge Kriterien eingehalten werden. Am ehesten zu empfehlen sind Projekte, die nach dem Gold Standard zertifiziert sind, der weltweit strengste Qualitätsstandard, der auch soziale Aspekte der nachhaltigen Entwicklung vor Ort miteinbezieht. Atmosfair scheint dabei der transparenteste und vertrauenswürdigste Anbieter auf dem Markt zu sein. Von Waldaufforstungsprojekten sollte man übrigens eher die Finger lassen – unter anderem weil bei diesen Projekten meist weder Biodiversität, lokale Partizipation noch Menschenrechte beachtet werden.

Vermeiden, reduzieren, kompensieren – in dieser Reihenfoge ergibt Kompensation Sinn.

Vermeiden – reduzieren – kompensieren, in dieser Reihenfolge ergibt Kompensation Sinn. In Zukunft werde ich weiterhin auf das Häkchen klicken, um die Emissionen meiner Fahrt erstens zu reflektieren und zweitens ansatzweise auszugleichen. Und beim nächsten unvermeidbaren Flug werde ich es mir auch überlegen. Ein weiteres Synonym für Kompensation laut Duden ist übrigens: „Trostpflaster“. Gar nicht so unpassend – ein gutes Trostpflaster ist schließlich besser als nichts.

Ich hoffe aber, wir brauchen bald keine mehr.



Clara Thier (22):

atmet ab jetzt weniger, um CO2 zu sparen.

Von leeren Körben und vollen Foren



Foto: Urs Winterhalder

In dem Korb vor Ort liegt eine Konservendose Fertiggulasch.

Jeder Bürger der EU wirft im Jahr rund 176 Kilogramm Lebensmittel weg. Auch die Tübinger sind davon nicht ausgeschlossen. Dabei gibt es genug Wege, wie sich das eine oder andere Kilo Lebensmittel retten lässt. Foodsharing ist auch in unserer Alternativo-Studenten-Stadt vertreten. Unser Redakteur begibt sich auf die Suche nach Möglichkeiten, Lebensmittel bewusst weiterzugeben, bevor sie ein Eigenleben entwickeln und von selbst anfangen sich aus dem Schrank zu bewegen.

Wenn ich so durch die Tübinger Innenstadt schlendere, schnappe ich oft Gesprächsfetzen auf. Und worüber reden umweltbewusste Tübinger? Natürlich über das Konsumproblem und die Pflicht eines jeden, weniger und bewusster zu konsumieren. Für den einen heißt das, sich fleischlos zu ernähren, für den anderen, seine Lebensmittel regional zu kaufen - beispielsweise beim Marktstand vor der Stiftskirche. Für den anderen bedeutet es, weniger Lebensmittel wegzuschmeißen. Und dafür braucht es, wie es heute nunmal so ist, einen eigenen Ausdruck. Genauer, einen Anglizismus: Foodsharing wart erschaffen. Die Idee dahinter ist simpel: Drohen übriggebliebene Lebensmittel schlecht zu werden, teilt man sie mit den anderen. Eine Tauschbörse für Lebensmittel also. Ich bin nun wirklich keiner, der viel einkauft. Im Gegenteil: Ich bin ich sogar eher der Typ Mensch, der nur so viel einkauft, wie gerade sinnvoll scheint und dann schon mal in einen völlig geplünderten Kühl- und Vorratsschrank schaut, wenn der Magen nach Zuwendung verlangt. Trotzdem bleibt halt doch mal was in einer Ecke liegen oder ich vergesse, etwas vor dem Wochenende in der Heimat aufzubrauchen. Gerade im öko-fair-nachhaltigen Tübingen ein No-Go. Deswegen wandern meine Lebensmittel diese Woche nicht in den Müll, sondern in Foodsharing-Behälter. Der Selbstversuch beginnt.

Den starte ich nicht ohne Vorbereitung und wende mich an den Doktor meines Vertrauens: Dr. Google. Direkt ganz oben in der Trefferanzeige erscheint die Seite von “foodsharing.de” und bringt mich zum Fair-Teiler in Tübingen. Tatsächlich sind über die Stadt sieben offizielle Standorte verteilt, wovon einer beispielsweise im Rathaus ist. Die Foren informieren darüber, was wo abgelegt wurde und wie lange das Produkt noch haltbar ist.

Regeln gibt es natürlich auch: Es sollen nur Speisen in den Fair-Teiler gelegt werden, die man selbst

noch essen würde, egal ob vor oder nach Ablauf des Mindesthaltbarkeitsdatums. Kühlwaren dürfen nur zu Standorten gebracht werden, die auch einen Kühlschrank haben und Lebensmittel wie Hackfleisch, mit rohem Ei oder Alkohol (letzteres hauptsächlich deswegen, weil niemand überprüft, ob nur mündige Personen den Alkohol am Ende bekommen) sind tabu. Aber Achtung - die Benutzung des Fair-Teilers erfolgt auf eigene Gefahr, wie die Website proklamiert. (Nicht auszudenken, was da alles passieren könnte…)
Als Teil der New-Media-Generation trete ich natürlich auch der Foodsharing-Tübingen Gruppe auf Facebook (ich weiß, Facebook stirbt) bei, die unter ihren Teilnehmern einfach so Lebensmittel verteilt, ganz ohne zentrale Abgabestellen.
Schließlich ist es so weit. Gähnende Leere - sowohl in meinem Kühlschrank als auch in meinem Magen. Ich scrolle durch die Foren: Nudeln, Koriander, Chili, Feldsalat, Fertig-Sandwiches - und Brezeln (VOM BÄCKER!!!!). Das hört sich alles schon einmal sehr gut an. Ich hüpfe auf meinen Drahtesel und mache mich auf in Richtung Rathaus, in der Hoffnung, dass da die Auswahl am besten sein wird. Ich komme zur Mittagszeit an. Und dort liegt…nichts, außer einer Packung Mehl. Die Enttäuschung schmeckt bitter. Nicht unbedingt der Snack, den ich mir zu meiner nächsten Vorlesung vorgestellt habe. Ich lasse den Tag also über mich ergehen und komme leider nicht mehr zur Öffnungszeit des Rathauses zurück. Denn die Zeiten variieren natürlich je nach Standort, an dem sich der Fair-Teiler befindet. Zwei Standorte liegen in Wohnheimen und stehen sozusagen offen, aber die liegen nicht wirklich an Orten, an denen ich mal schnell vorbeischaue. Ein Fair-Teiler in einem Blumenladen in Lustnau, der sogar sonntags geöffnet hat, ist für mich der attraktivste Standort, weswegen ich mir vornehme, am nächsten Tag mal vorbei zuschauen. Es ist Freitag und ich will über das Wochenende wegfahren. Zwei Bananen und eine Paprika deponiere ich also beim Blumenladen. In dem Korb vor Ort liegt eine Konservendose Fertig-Gulasch. Mehr nicht.

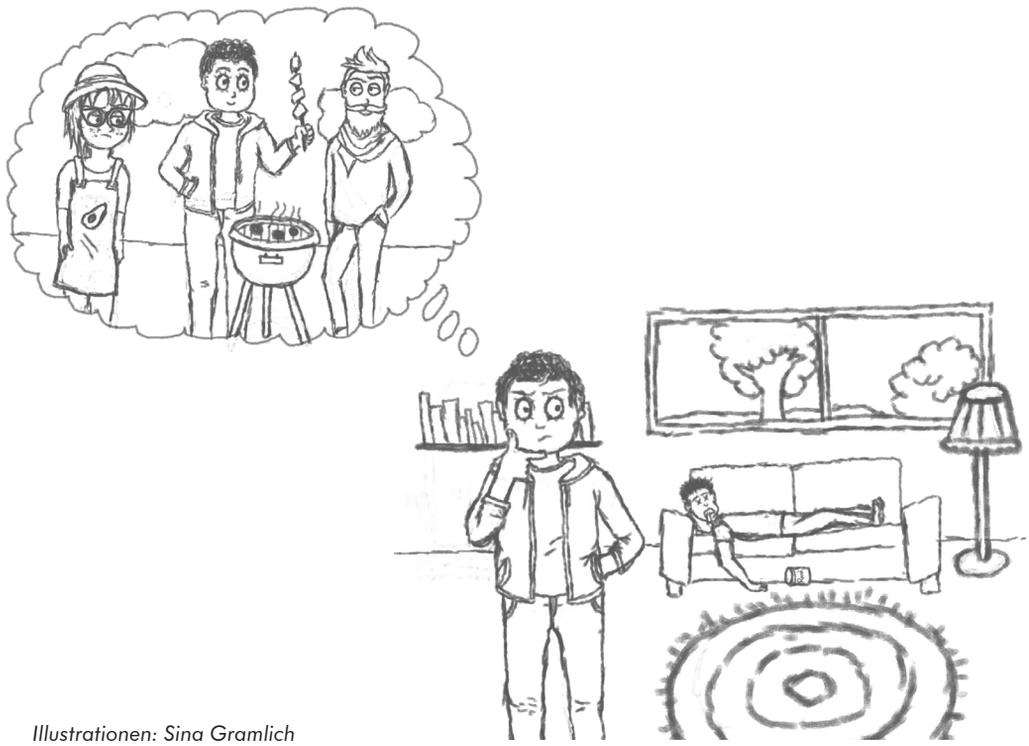
Manchmal fühle ich mich auch schlecht, wenn ich etwas mitnehme.

Auch meine eigene Zugabe an Lebensmitteln ist meistens dürftig. Manchmal fühle ich mich schlecht, wenn ich etwas mitnehme - sei es nur ein Apfel oder ein bisschen Brot - und so gut wie nie etwas beisteuere. Dazu kommt, dass ich meistens leere Behälter vorfinde, wenn ich an einen der Standorte komme. Nach ein paar Tagen schaue ich nur noch reaktionär bei den Fair-Teilern vorbei.
Es herrscht tote Hose, respektive: Tote Dose.
Schlussendlich habe ich dann gar nicht viel Food geshared. Für mich macht Foodsharing also Sinn, wenn ich sonntags mal merke, dass ich eine bestimmte Zutat für irgendeine Sache vergessen habe einzukaufen und es auch an keiner Tanke mehr die Möglichkeit dazu gibt. Denn das geht natürlich über die Foren recht einfach und es herrscht eine hilfsbereite Stimmung unter den Teilnehmern. Sinnvoll ist es auch, wenn ich mal verreise und noch Lebensmittel habe, die schlecht würden. Gerade für die Wochend-Heimfahrer unter den Tübinger Studierenden könnte es also sinnvoll sein, vor der Abfahrt den Kühl- und Vorratsschrank zu durchforsten und die Lebensmittel schnell in einem Fairteiler abzugeben, die sonst am Montag schlecht wären und in den Müll wandern würden.
Für mich war es auf jeden Fall interessant zu sehen, wie Foodsharing in Tübingen funktioniert. Mich beruhigt die Tatsache, dass ich nicht so viele Sachen wegzugeben habe, denn es zeigt, dass ich auch recht wenig Lebensmittel wegschmeißen würde. Und das ist ja der ganze Sinn dahinter.



Urs Winderhalder (24):

teilt sein Essen lieber in der Realität als auf Instagram.



Illustrationen: Sina Gramlich

TOTal nachhaltig
TOTal nachhaltig
TOTal nachhaltig

Toni, 23, aus Tübingen, erzählt von seinen Bemühungen, möglichst umweltfreundlich zu leben. Doch hat er es damit nicht immer so einfach.

Kürzlich ist mir ein kleines Missgeschick passiert. Es begann alles damit, dass ich die beiden angebrochenen Raviolidosen, die bereits seit zwei Monaten neben meiner Couch vor sich hinvegetierten, nicht weggeräumt hatte. Ich hatte mir natürlich nichts dabei gedacht, schließlich ließ ich ständig dreckiges Geschirr und diverse Essensreste einige Zeit lang stehen, bevor ich sie endlich wegräumte. Doch als ich eines Tages nach Hause kam (und ich schwöre, ich hatte mir genau an diesem Morgen vorgenommen, diese Raviolidosen wegzuräumen!), lag plötzlich einer meiner Mitbewohner tot auf der Couch, die Raviolidosen leer neben ihm. Der arme Kerl musste schrecklichen Hunger gehabt haben, sodass er sich keinen anderen Rat mehr wusste, als in mein Zimmer zu gehen und sich an den Ravioliresten zu bedienen. Ich nahm ihm das nicht übel, immerhin war es Ende des Monats. Nicht einmal seinen Namen kannte ich und hatte ihn nur ein, zweimal im Flur getroffen. Und jetzt lag er tot auf meiner Couch. Nicht mein einziges Problem, denn sollte irgendwer herausfinden, dass er aufgrund meiner verdorbenen Ravioli dahingeschieden war, wäre natürlich ich der Sündenbock. Ich musste die Leiche also loswerden. Schließlich studierte ich ja schon im zehnten Semester Germanistik im Bachelor und würde voraussichtlich in zwei Jahren meinen Abschluss in der Tasche haben. Eine Exmatrikulation wegen solch eines Fauxpas konnte ich mir ja wohl kaum leisten. Auch eine Geldstrafe kam nicht infrage, da ich schon seit Monaten auf mein Geld vom BaFöG-Amt wartete. Ein Aufenthalt im Gefängnis war mir doch etwas zu ungemütlich, auch wenn die Miete da natürlich kostenfrei wäre.

Ich musste die Leiche also loswerden.

Doch als das größte Problem stellte sich dann das Wie heraus. Als Tübinger Student achte ich stets auf meine Umwelt. Ich versuche, nicht zu viel Plastikmüll zu verursachen, fahre immer mit dem Fahrrad zur Uni und folge Greta Thunberg auf Instagram. Nun wollte ich bei der Entsorgung der Leiche natürlich so nachhaltig wie möglich vorgehen. Die stereotypen schwarzen Riesen

plastiktüten, in die Schwerverbrecher ihre Leichen gern einpacken, kamen daher für mich schon mal nicht infrage. Es sollte möglichst biologisch bleiben.
Mit der Mülltrennung habe ich aber schon immer Probleme gehabt. Ich bin mir oft unsicher, was wo reinkommt. Bei der Leiche war ich nun vollends überfordert. War sie nun Bio oder doch Restmüll? Vor kurzem hatte ich gelesen, dass der Mensch pro Woche eine ganze Kreditkarte Mikroplastik allein durchs Essen zu sich nimmt. Streng genommen ist er also nicht mehr so biologisch abbaubar wie früher.
Was also tun? Ich könnte natürlich einfach mit einem Stocherkahn bei romantischem Sonnenuntergang über den Neckar fahren und die Leiche bei einbrechender Dunkelheit unauffällig in den Fluss werfen. Darin würde sie sich ja mit der Zeit allein zersetzen. Aber dieses verdammte Mikroplastik würde das Wasser verschmutzen und wie wir ja bereits alle wissen, haben Fische schon genug unter Plastik zu leiden. Ich habe zu viele grauenvolle Bilder von plastikverschmutzten Ozeanen gesehen, um dasselbe auch noch dem Neckar anzutun.
Dann dachte ich daran, sie einfach zu verbrennen. Theoretisch gesehen, war das die einfachste Möglichkeit. Die Leiche wäre vollkommen beseitigt. Das Einzige, das dabei noch übrigbleibt, sind die Zähne; die könnte ich ja immerhin als Erinnerung in einem Einmachglas aufbewahren. Selbst das Mikroplastik wäre dann verbrannt. Allerdings bekam ich dann doch wiederum Gewissensbisse, schließlich würde bei solch einem Verbrennungsvorgang CO_2 abgegeben und damit haben wir ja ebenfalls genug Probleme. Der ohnehin schon belasteten Luft wollte ich nicht noch mehr schaden, möglicherweise könnte die kleine Menge Mikroplastik Giftstoffe abgeben. Also fiel auch das weg.
Dann erhielt ich eine Nachricht von meinem Kumpel Kalle. Er fragte mich, ob ich denn zu seiner Grillparty kommen wollte.
Dachte ich kurz darüber nach, die Leiche zu zerstückeln und dort unauffällig zu servieren? Möglich. Für einen Moment erschien es mir sehr umweltfreundlich, die von Mikroplastik belastete Leiche einfach von anderen mit Mikroplastik belasteten Menschen essen und wieder ausscheiden zu lassen. Immerhin nimmt der Mensch ja so oder so Mikroplastik auf. Aber den Gedanken habe ich natürlich sofort wieder verworfen. Es wäre so oder so für die Katz gewesen, weil die meisten meiner Tübinger Freunde inzwischen Veganer sind.
So grübelte ich einige Zeit angestrengt nach, während mein Mitbewohner mit heraushängender Zunge auf meiner Couch hing. Gerade dachte ich darüber nach, dass ich aus Re-Cycling auch ebenso gut eine Art Up-Cycling machen könnte, indem ich einfach Seife aus dem Fett der Leiche herstellte, wie sie es in dem Film „Fight Club“ machen, als ich plötzlich ein lautes Luftschnappen hinter mir vernahm.
Mein Mitbewohner zog die heraushängende Zunge wieder ein, verdrehte die Augen einige Male und sah sich dann verwirrt im Zimmer um. Als sein Blick an mir hängen blieb, sagte er: „Boah, war ich weggetreten! Das ist mir schon das dritte Mal diesen Monat passiert! Ich sollte aufhören, diese Pilze aus dem Bota zu kaufen.“ Mit diesem Kommentar erhob er sich stöhnend von der Couch, drückte seinen Rücken durch und schlurfte hinaus in den Flur.
Perplex stand ich da, während ich all meine umweltfreundlichen Gedanken noch einmal Revue passieren ließ. Wie es schien, war mein Mitbewohner nur scheintot gewesen. Und offenbar hatte es gar nicht an meinen Ravioli gelegen, sondern vielmehr an irgendwelchen schlechten Drogen. Das war ja nochmal gut gegangen!



PS:
Inzwischen
weiß ich sogar seinen Namen. Er heißt Thorsten.
PPS: Manchmal denke ich immer noch darüber nach, wie ich Thorsten umweltfreundlich recyceln könnte.



Sina Gramlich (24):

gönnt sich jetzt erstmal eine Dose Ravioli.

BAGS FOR LIFE!
TÜTEN FÜRS LEBEN

www.elf-zwo.com





FAIRER HANDEL IN TÜBINGEN

CONTIGO fairtrade shop

KAFFEEBAR & RÖSTEREI
KUNSTHANDWERK & ACCESSOIRES



BIO & FAIR

CONTIGO Fairtrade Shop
Marktgasse 14
72070 Tübingen
www.tuebingen.contigo.de

GUTSCHEIN
Für eine Tasse Bio & Fairtrade
Kaffee an der CONTIGO Kaffeebar

ALB·GOLD

PAPIER GEWINNT. **PUNKT.**



DEUTSCHER VERPACKUNGS PREIS
NACHHALTIGKEIT
GEWINNER 2019

ALB-GOLD Nudeln im plastikfreien Papierbeutel – Gewinner des Deutschen Verpackungspreises in der Kategorie Nachhaltigkeit. Komm jetzt ins Gewinner-Team.
Mehr unter alb-gold.de/jobs

Naturland
DE-ÖKO-006
EU-Landwirtschaft



POLITIK
POLITIK
POLITIK
POLITIK
POLITIK

POLITIK
POLITIK
POLITIK
POLITIK
POLITIK

„Werden unsere Kinder noch Schnee sehen?“

S.15



Foto: Thomas Dinges

„Unser System sorgt dafür, dass wir abkacken“

Es ist der 29. November 2019. Schon seit Wochen bereiten sich Schüler und Studierende auf diesen Tag vor. Denn heute soll für das Klima gestreikt werden, gegen Kohle, gegen die Katastrophe. Treffpunkt ist die Uhlandstraße. Schon bald muss man drängeln, wenn man nach vorne will.
Vorbei an Familien mit Kindern, einer kleinen Marschkapelle und sogar einem hölzernen Pferd auf Rädern, das von den Schauspielern des Tübinger Zimmertheaters geschoben wird. Überall wird durcheinandergeredet, gelacht und diskutiert.
Die Vorfreude knistert in der Luft.
Dann geht es los. Der Marsch setzt sich in Bewegung, quer durch die Altstadt und zurück über die Neckarbrücke. Rufe und Schreie hallen an den Fassaden der Fachwerkhäuser wider. Passanten bleiben stehen, Köpfe ragen neugierig aus den Fenstern hervor. Ganz vorne läuft eine junge Frau in gelber Regenjacke. Sie trägt einen Rucksack, aus dem zwei große Lautsprecher ragen.
„What do we want?“, ruft sie.
„Climate justice!“, antwortet die Demo.
„And when do we want it?“
„Now!“

Die junge Frau heißt Paula Mayer. Sie gehört zu den fünf Gründern der Ortsgruppe von Fridays For Future in Tübingen, die Idee entstand bei einem Klassentreffen. Zum globalen Streik am 18. Januar 2019, nur wenige Wochen nach der Gründung, gingen gleich über 1000 Leute auf die Straße. Paula ist hier aufgewachsen und studiert jetzt Geographie im fünften Semester. Jeden Mittwochabend geht die 22-Jährige zu den Treffen des Organisationsteams im Clubhaus, mittlerweile besteht die Gruppe aus rund 20 Aktivisten. Am 29. November waren es an die 7000 Menschen, die in Tübingen demonstrierten. Nur vier Tage später organisiert die Tübinger Ortsgruppe

Nicht nur Veganer und Ökos

von Extinction Rebellion, kurz: XR, ein „Die-In“ auf dem Holzmarkt. Es ist ein gewöhnlicher Dienstagmittag, die Menschen gehen ihren alltäglichen Geschäften nach. Die Aktivisten von XR spannen ein Banner und legen sich trotz der winterlichen Temperaturen auf die Stufen der Stiftskirche, stellen sich tot, doch kaum einer beachtet sie. Es ist ihre Art, zu demonstrieren – sie möchten ein Zeichen setzen gegen den Klimawandel, das Artensterben, die menschliche Unvernunft. Aber keiner schaut hin. Einer der Liegenden ist Matthias Bletzinger. Auf den ersten Blick - und solange er nicht mit zusammengekniffenen Augen auf den Treppen der Stiftskirche liegt - wirkt er wie ein ganz normaler Mann Ende fünfzig. Mit seiner dunkelgrünen Jacke und Jeans fällt er nicht unbedingt auf. Doch schon in den 70er und 80er Jahren war er bei der Anti-Atomkraft-Bewegung aktiv. Inzwischen ist er Vater von sechs Kindern und seit März 2019 bei Extinction Rebellion Tübingen dabei. Als studierter Statistiker ist er sehr informiert über die wirtschaftstheoretische Seite der Bewegung. zum Thema der Bürger*innenversammlungen kann er viel erzählen.

Obwohl XR in Tübingen zuerst da war – im Oktober 2018 wurde die Gruppe gegründet – ist sie weniger bekannt als Fridays for Future, vor allem unter Tübinger Studierenden. Jeden Dienstagmittag organisieren die Aktivisten ein Die-In vor der Stiftskirche, donnerstags treffen sie sich im „Elkiko“ zum Plenum. Aber jüngere Menschen werden dort oft vermisst.

Doch warum erfährt die eine Gruppe so viel mehr Zulauf als die andere? Paula und Matthias können uns vielleicht helfen, genau das zu verstehen.
Die Klimakrise geht jeden an. Deshalb will Fridays for Future uns alle mitnehmen. Mit einer einzigen Schülerin begann die Bewegung. Von Anfang an ging es, den Aktivisten zufolge, um mehr als bloßes Schuleschwänzen und aufmüpfige Teenager. Fridays for Future versteht sich als Massenbewegung, als „grüne Mitte“, wie Paula es ausdrückt. „Es geht nicht darum, *wer* auf die Straße geht, sondern *dass* wir auf die Straße gehen“, sagt sie. Es seien also ausdrücklich nicht nur Schüler willkommen, und erst recht nicht nur Veganer und „Ökos“. Die Bewegung will Druck dadurch ausüben, dass zehntausende Menschen hinter einer Sache stehen. Zumindest teilweise funktioniert das auch. Auf kommunaler Ebene hat Fridays for Future in Tübingen direkten politischen Einfluss: Ihren Anträgen steht der Gemeinderat offen gegenüber, die Bewegung konnte ihr Momentum hier vielfach nutzen, um Ideen wie die Klimaneutralität Tübingens bis 2030 oder die vieldiskutierte Sperrung der Mühlstraße einzubringen. Mittlerweile sitzt sogar ein Fridays-for-Future-Aktivist im beratenden Klimaschutzausschuss des Gemeinderates und kann mit der Legitimation tausender streikender Menschen Einfluss ausüben. Das sei eine Chance, erklärt Paula, man könne dem Gemeinderat so „auch mal sagen: ‚Hey, das geht aber nicht so, macht das mal anders.‘“

Trotz Erfolgen in der Regionalpolitik wächst aber auch merklich die Frustration. Fridays for Future hat die Massen eindrucksvoll mobilisiert, und doch hat die Regierung den Ernst der Lage ihrer Meinung nach nicht erkannt: Das Klimapaket werde wohl keinen dazu veranlassen, sich zufriedenzugeben und den Straßen fernzubleiben, so sehen es die Aktivisten. Viele von ihnen stellen sich fast hilflos die Frage, was denn noch passieren muss und haben das Gefühl, mehr tun zu müssen. Sie liebäugeln privat damit, ihre Aktivistentätigkeit auf zivilen Ungehorsam auszuweiten, oder tun dies bereits. Als Bewegung möchte Fridays for Future zwecks Massentauglichkeit jedoch bei niederschwelligerem Aktivismus bleiben. Stattdessen überlegen sie sich, neue, kreative Aktionsformen und -konzepte.

Von vielen geliebt, von einigen gehasst, von allen gesehen

Doch ist das genug?

XR setzt deswegen ganz explizit auf zivilen Ungehorsam. Matthias begründet dies am Beispiel der Martin-Luther-King-Bewegung. „Es war auf dem Boden der Legalität, Schwarze zu diskriminieren. Gegen so eine gesellschaftliche Ordnung kann man nicht legal vorgehen“, erklärt er, „sondern man muss die Regeln brechen und dann auch in Kauf nehmen, dass man bestraft wird. Nur so kann man etwas verändern.“ Dementsprechend organisiert XR auch unangemeldete Demonstrationen, blockiert Straßen, Brücken oder ganze Plätze. Wovon die Gruppe sich aber dezidiert abgrenzt, ist Gewalt. Die Demokratie sollte auf jeden Fall erhalten bleiben, so Matthias, aber bräuchte eine Ergänzung. Bei XR würde sich diese Ergänzung in Form der sogenannten Bürger*innenversammlungen äußern, wie man sie in Irland schon kennt oder in Belgien gerade einführt. Die Idee: Aus der Bevölkerung wird auf kommunaler oder nationaler Ebene eine bestimmte Anzahl an Menschen ausgelost, welche dann parallel zum Parlament diskutieren und politische Entscheidungen treffen. Dabei werde auf wahrheitsgetreue Abbildung der jeweiligen Gesellschaft abgezielt, erklärt Matthias: „Es ist wissenschaftlich fundiert, dass man eine Gesellschaft adäquat durch eine Zufallsauswahl abbilden kann.“ Auch Gegner von XR wären dann repräsentiert, und das sei auch so gewünscht.

Allerdings hat nicht jeder so ein friedliches Bild von der Bewegung, wie sich sich selbst sieht. Roger Hallam, britischer Mitbegründer von XR, sorgte im vergangenen November mit einem Holocaust-Vergleich für Aufruhr. Extinction Rebellion Deutschland sowie die Ortsgruppe in Tübingen hatten sich nach dem Vorfall klar von Hallam distanziert. Matthias Bletzinger formuliert es so: „Es geht XR nicht darum, die Geschichte aufzuarbeiten, sondern darum, dass wir durch die Klimakatastrophe gerade die Welt zugrunde richten. Darüber muss jetzt geredet werden, nicht über den Holocaust. Dafür bleibt uns gar keine Zeit.“ XR Deutschland bevorzugt es deshalb, sich auf Persönlichkeiten wie Carola Rackete zu beziehen. Die deutsche Kapitänin geriet letzten Sommer in den Fokus der Öffentlichkeit, als sie 53 Flüchtlinge vor der italienischen Küste aus Seenot rettete und sie trotz fehlender Genehmigung aufs Festland brachte. Heute gehört sie zu den prominenten Unterstützern von Extinction Rebellion und veröffentlichte vor wenigen Monaten ein kritisches Buch zur aktuellen Umweltpolitik.

„Bekommen wir Kinder?“

Die Frage nach der zentralen Figur von Fridays for Future kann heutzutage wohl jeder beantworten. Greta Thunberg wird von vielen geliebt, von einigen gehasst, von allen gesehen. Teils wird mehr über ihre Person gesprochen als über das, worum es ihr geht, die Klimakrise. Dennoch hat sie es geschafft, das Thema in die Medien zu bringen und viele dazu motiviert, ihr bei ihrem Streik zu helfen. Bei Fridays for Future geht es vielen wie Paula, die kaum Aktivismuserfahrung hatte, bis sie sich irgendwann dachte: „Wenn eine 15-Jährige sich vor die Schule setzt und streikt, wieso überlege ich dann überhaupt noch?“ Es hat Greta gebraucht, als jemanden, der Initiative ergreift. Gerade Gretas Vorbildfunktion konnte aufgrund ihres Alters eine ganz andere Wirkung entfalten.



Matthias Bletzinger ist Teil von Extinction Rebellion in Tübingen. Foto: Thomas Dinges



Paula Mayer ist Gründungsmitglied von Fridays For Future in Tübingen. Foto: Thomas Dinges

Paula sagt, sie sei Greta dafür und für ihren enormen Einsatz für die Sache sehr dankbar. Sie betont allerdings auch, dass Greta für die Ortsgruppe Tübingen eigentlich keine große Bedeutung hat. Paula und ihre Mitstreiter bei Fridays for Future sind jetzt selbst erfahrene Aktivisten in einer Bewegung, die nicht nur rund um Greta, sondern aus vielen Menschen besteht, die sich leidenschaftlich für eine Sache einsetzen.

So unterschiedlich die Hintergründe der beiden Bewegungen auch sein mögen: Mit steigendem Frust scheinen sich Klimaaktivisten immer mehr einig zu werden. „Jetzt haben wir die Klimakatastrophe, und die Regierung tut so, als wäre alles in Ordnung. Die Konsequenz ist, dass wir uns selbst ausrotten“, sagt Matthias. Paula berichtet ganz selbstverständlich davon, dass innerhalb des Fridays-for-Future-Teams nicht selten Zukunftsfragen gestellt werden: „Bekommen wir Kinder? Wie wird's denen gehen? Werden die noch Schnee sehen?“

Für beide Aktivisten steht fest: Wir brauchen drastische Änderungen, sowohl im Bewusstsein der Bevölkerung, als auch im sozialen und wirtschaftlichen System. Die Denkweisen der beiden Klimabewegungen überschneiden sich also mehr als gedacht. „Wir sind letztendlich eins“, versichert Paula mit Nachdruck, „Wir haben zwar verschiedene Formen, aber wir kämpfen alle für das gleiche Ziel.“



Jede Woche organisiert XR ein Die-In vor der Stiftskirche. Foto: Isabel Jarama

Weitere Infos findest du hier.



Sophie Vollmer (19):
geht jetzt freitags nicht mehr in die Uni.



Isabel Jarama (19):
geht jetzt freitags auch nicht mehr in die Uni.



Foto: Patricia Tumele

Ein Weg weg von Einweg

Pizzakartons, Dönerboxen, Einwegbecher und Co: Die negativen Auswirkungen von Verpackungsmüll sind so verheerend wie vielfältig. Angesichts dessen erscheint die Einführung einer Verpackungssteuer für To-go-Produkte nicht nur plausibel, sondern auch notwendig. Doch wieso ist das Tübinger Projekt ins Stocken geraten? Welche Konsequenzen würde die Einführung einer solchen Steuer haben? Und gibt es auch andere Methoden, um die Verpackungsflut einzudämmen?

„Zum hier Essen oder zum Mitnehmen?“ ist eine gängige Frage, wenn im Schnellimbiss eine Bestellung aufgenommen wird. In Zukunft könnte die übliche Konversation am Tresen in der Mittagspause um die Frage ergänzt werden, ob der Kunde sein Produkt in einem Mehrwegbehältnis erhalten, oder extra für Einweggeschirr und -besteck bezahlen möchte.

Wird To Go teurer?

Denn die immer größer werdenden Mengen an Verpackungsmüll, die durch den To-go-Verkauf entstehen, haben unter anderem zu steigenden Entsorgungskosten für die Stadt Tübingen geführt. Deshalb kam Ende 2018 im Gemeinderat die Idee auf, eine Steuer für nichtwiederverwendbare Verpackungen von Lebensmitteln für den unmittelbaren Verzehr einzuführen. „Wir haben gemerkt, dass mehr Mülleimer nicht zu mehr Sauberkeit, sondern nur zu noch mehr Müll führen“, erklärte Oberbürgermeister Boris Palmer im Kupferblau-Gespräch. Aus diesem Grund sollen in Zukunft für jeden Einwegbecher und jedes sonstige Einweggefäß zusätzlich jeweils 50 Cent und für jedes Einwegbesteckteil jeweils 20 Cent erhoben werden.

Die Steuerpflicht richtet sich an alle Endverkäufer von To-go-Produkten. Betroffen sind also nicht große Lebensmittelkonzerne und Verpackungslieferanten, sondern

die kleinen Betriebe, die Fast-Food und Getränke unter anderem in Einwegbehältern verkaufen. Die Höhe der zu entrichtenden Beträge kann gegebenenfalls noch verändert werden, ist jedoch so bemessen, dass es wohl keinem Verkäufer möglich sein wird, die Steuer von seinem eigenen Gewinn zu bezahlen. Deshalb gehen die Befürworter der Steuer davon aus, dass die Preise für die Konsumenten ansteigen werden. Genau hier will der Gemeinderat ansetzen. Es geht ihm nämlich vor allem auch darum, der extremen Wegwerfmentalität der heutigen Gesellschaft entgegenzuwirken und die Verbraucher dazu zu bewegen, auf rohstoff- und energiesparendere Alternativen umzusteigen.

Die Tatsache, dass 2021 mit der Umsetzung von EU-Vorschriften im deutschen Recht viele Plastikarten vom Markt genommen werden müssen, genüge nicht. Die Steuer wirke nämlich schneller, da sie bereits 2020 in Kraft treten könne, und reiche weiter, so Gundula Schäfer-Vogel von der SPD. Vor allem umfasse die EU-Richtlinie nicht alle Arten von Verpackungen und nicht einmal alle Sorten Plastik.

Auf die Idee, das Verbraucherverhalten durch eine Steuer zu regulieren, ist bereits vor einiger Zeit die Stadt Kassel gekommen. Die Tübinger Verpackungssteuersatzung orientiert sich im Wortlaut stark an ihrem hessischen Vorgänger. Allerdings ist das Kasseler Modell 1998 vom Bundesverfassungsgericht für rechtswidrig und damit nichtig erklärt worden. Grund dafür war, dass in Deutschland eine Gemeinde nur unter bestimmten Bedingungen die Befugnis dazu hat, eine regionale Steuer zu erlassen. Diese Voraussetzungen lagen im Fall der Verpackungssteuer 1998 nicht vor. Seitdem wurde allerdings das bundesweite Abfallgesetz geändert. Ob die Gemeinde heute die Kompetenz hat, eine Verpackungssteuer für Tübingen zu verabschieden, bleibt dennoch eine juristisch komplizierte Frage. Aus diesem Grund hat der Gemeinderat ein Rechtsgutachten in Auftrag gegeben. Dieses soll auch dazu dienen, Waffengleichheit in Bezug auf die Gegner der Steuer zu schaffen, die, falls diese in Kraft tritt, klagen wollen. Auf das Resultat des Gutachtens will der Gemeinderat warten, bevor er Anfang 2020 über den Erlass der Tübinger Verpackungssteuer für To-go-Produkte abstimmt. Selbst wenn die Rechtmäßigkeit der Steuer festgestellt wird, bleibt spannend, wie letztendlich das Votum ausfällt.

Im Gemeinderat bestehen nämlich auch intern Meinungsverschiedenheiten. Vor allem CDU, FDP und die Tübinger Liste haben einige Bedenken geäußert.

Gerade für viele Imbissbetreiber in Tübingen, aber auch für die Automatenhersteller stellt das geplante Projekt eine Beeinträchtigung ihrer beruflichen Tätigkeit, für manche sogar eine Bedrohung ihrer Existenzgrundlage dar. Betreiber von To-go-Restaurants befürchten einen Rückgang der Kundschaft, weil diese möglicherweise nicht bereit dazu ist, einen höheren Preis als bisher zu bezahlen. Automatenhersteller könnten ihre Produkte in der momentanen Ausfertigung gar nicht mehr auf den Markt bringen. Sie müssten ihr Angebot verändern. „Doch der Kapitalismus ist erfinderisch“, so Gundula Schäfer-Vogel. Deswegen erwarten die Steuerbefürworter, dass all diejenigen, die marktfähig bleiben wollen, ökologisch und ökonomisch vertretbare Mittel und Wege finden werden. „Dabei soll keinesfalls der Verkauf von Lebensmitteln zum unmittelbaren Verzehr beeinträchtigt werden, sondern lediglich der Verkauf der Produkte in den bisher verwendeten Verpackungen und Gefäßen“, betont Oberbürgermeister Palmer. Zwar sind Mehrwegsysteme, wie beispielsweise Recup, bereits vielfach vorhanden. →

Scheitert das Projekt an den Hürden des Rechts?



Boris Palmer will alle Hebel für die Einführung der Steuer in Bewegung setzen. Foto: Thomas Dinges

Trotzdem kauft die Mehrzahl der Konsumenten Speisen und Getränke zum Mitnehmen immer noch in Einwegverpackungen. Palmer vermutet, dass weiteres Appellieren an die Bevölkerung auch zukünftig nur wenig Einfluss auf deren Konsum- und Wegwerfverhalten haben wird. Viele werden sich wohl erst dann für Mehrwegbehältnisse entscheiden, wenn diese im Vergleich zu Einweggeschirr die günstigere Alternative sind.
Der Gemeinderat erwartet, dass die Verpackungssteuer, sofern sie denn in Kraft tritt, zunächst für Furore seitens der Betroffenen sorgen wird. Über kurze Zeit werden wahrscheinlich auch die Preise und somit die Einnahmen der Gemeinde steigen. Mittelfristig kann man jedoch davon ausgehen, dass Bevölkerung und Betriebe auf Mehrwegsysteme umsteigen und diese sich in der Gesellschaft etablieren werden. Unter dem Gesichtspunkt der Nachhaltigkeit verfolgt die Steuer nicht nur ökologische, sondern auch ökonomische und soziale Ziele. So ist es vermutlich auch für die Wirtschaft besser, wenn sie Geschäftsmodelle entwickelt, die auf Dauer ressourcen- und energieschonend sind. Ökonomie sollte nicht darauf angewiesen sein, dass die Probleme, die sie verursacht, extern gelöst werden müssen. Sozial ist es nur fair, dass nicht die Allgemeinheit dafür bezahlt, wenn der Einzelne seinen Müll über den öffentlichen Weg entsorgt, ohne für die dadurch entstehenden Kosten aufzukommen. Das Verursacherprinzip stellt hier ebenfalls die bessere Alternative dar. Vielleicht wird das zum Vorbild auch für andere Städte und somit der Startschuss für ein Umdenken über die Grenzen Tübingens hinaus. Es besteht auf jeden Fall Hoffnung, dass die Steuer irgendwann überflüssig wird, weil das Modell Einweg langfristig aus den Köpfen der Konsumenten und damit von Theken und Tresen verschwindet.

UMDENKEN UND UMFÜLLEN.



Patricia Tumele (22):
fragt sich, warum in Tübingen alle immer so voll sind. Also, die Mülleimer.

Plastik oder Papier? Über dieses Thema entbrannte in einer unserer Redaktionskonferenzen eine Diskussion. Hier greifen unsere Redakteurinnen Clara und Marie die Frage nach dem geringsten Übel unter den Verpackungen noch einmal in Form eines Streitgesprächs auf - und landen plötzlich schnell bei der Frage, wie nachhaltige Veränderung eigentlich gelingen kann.

Life in plastic – it's fantastic?



Plastik, Papier, Jute, gar keine Verpackung? Einkaufen als Balance-Akt. Foto: Thomas Dinges

C: Erst neulich wurde von vielen Leuten gefeiert, dass nun alle großen Supermärkte Plastiktüten verboten haben und fast nur noch Papiertüten anbieten. Ich finde das überhaupt nicht sinnvoll. Und ich glaube auch nicht, dass es umwelttechnisch viel besser ist.

M: Warum denn das? Plastik ist doch wirklich nicht die Lösung. Es ist ganz klar, dass es keine endlose Ressource ist. Papier hingegen ist ein nachwachsender Rohstoff - das allein zeigt doch, dass Papier die bessere Alternative ist.

C: Du musst aber eine Papiertüte dreimal verwenden, um auf den gleichen CO2-Fußabdruck zu kommen. Und gerade diese dünnen Plastiktüten brauchen sehr wenig Material und haben nur geringe Kosten. Für Papiertüten braucht man reißfeste Fasern, man kann deswegen kein Altpapier verwenden und hat einen höheren Wasser- und Ressourcenaufwand. Stattdessen hätte man meiner Meinung nach die Plastiktüten weiter behalten und auch für sie Geld verlangen können.

M: Aber wenn du eine Papiertüte dreimal verwendest und vielleicht sogar auf Zertifizierungen wie den Blauen Engel achtest, bleibt der ökologische Fußabdruck gleich. Ich habe viel lieber eine Papiertüte in der Hand, rein haptisch und optisch gefällt sie mir einfach besser. Naja, und weil sie eben verrotten wird.

Bei den meisten Dingen, für die wir Plastik verwenden, bräuchten wir es gar nicht unbedingt. Beim Einkaufen muss ich meinen Apfel nicht in Plastik einpacken, sondern kann ihn einfach in meinen Rucksack werfen. In Feldern wie der Medizin sind wir leider noch von den Plastikverpackungen "abhängig", da haben wir noch keine anderen Möglichkeiten. Aber wer weiß, wie es in ein paar Jahren aussieht – Alternativen wie Bioplastik gibt es ja noch nicht lange, da kann sich noch einiges bewegen.

C: Solche „Alternativen" nennen sich aber nur Bio, weil sie pflanzenbasiert sind, nicht, weil sie biologisch sind. Man kann sie momentan nicht in den Biomüll werfen, weil sie zu lange brauchen, bis sie sich zersetzen. Recycelt werden sie auch nicht, weil unsere Mülltrennungsanlagen nicht darauf ausgerichtet sind. Das heißt, sie landen nach einmaliger Benutzung im Restmüll, trotz erheblichem Ressourcenmehraufwand. Ich habe das Gefühl, da wird ganz viel Greenwashing betrieben mit solchen Plastikalternativen, sei es Papier, sei es Bioplastik. Es wird so getan, als sei Plastik das einzig problematische und sobald man Plastik ausschließt, hat man die Lösung gefunden.

M: Natürlich sollten Verbraucher mehr darauf achten, was genau sie kaufen. Trotzdem finde ich Bio-Tüten besser. Erstens sind sie kompostierbar, und zweitens bleiben sie keine 500 Jahre im Meer und sorgen dafür, dass Tiere an ihnen ersticken.

C: Auch ich bin der Meinung, dass es das Ziel sein sollte, Verpackungsmüll zu minimieren. Aber gerade da frage ich mich, warum so ein Hype um die Abschaffung der Plastiktüte gemacht wird. Im Gegensatz zu den Einwegverpackungen, in die viele Lebensmittel eingeschweißt sind, kann man eine Tüte nämlich wiederverwenden. Wäre es da nicht sinnvoller, im Bereich der Einwegverpackungen anzusetzen?

M: Ich finde, man muss klein anfangen - und zwar jeder bei sich selbst. Ich kann auf Demos gehen und fordern, dass die Industrie weniger Plastik verwenden soll. Aber wenn ich selber nicht darauf achte, dass ich weniger Plastik verwende, weniger Papiertüten und mehr im Unverpackt-Laden einkaufe, dann kann ich der Industrie doch nicht sagen: Macht ihr das anders. Man muss versuchen, sich selbst zu ändern. Weniger reden, mehr machen.

C: Das finde ich spannend, denn ich sehe das genau andersrum: Man muss groß anfangen, man muss die Anreize ändern. Momentan ist es so, dass im Supermarkt die meisten Dinge verpackt sind, egal in welchem Material. Es mag ein schönes Gefühl sein, in den Unverpackt-Laden zu gehen und dort seine Einmachgläser rauszuholen. Aber solange es für die große Menge an Menschen nicht attraktiv oder machbar ist, anders zu konsumieren, wird das immer nur ein Bruchteil tun. Natürlich muss man in kleinen Schritten anfangen. Mich stört allerdings, dass Probleme immer auf diese individuelle Ebene gezogen werden, dass immer gesagt wird, man müsse selbst darauf achten, kein Plastik mehr zu kaufen. Es gibt ja ein System, das dazu geführt hat, dass wir jetzt so viel Verpackungsmüll haben! 1995 zum Beispiel wurde nur halb so viel Plastik-Verpackungsmüll produziert wie heute. Da muss sich was in Politik und Wirtschaft ändern, das kann nicht einfach auf den Verbraucher abgewälzt werden.

Es muss sich was in Politik und Wirtschaft ändern, das kann nicht einfach auf den Verbraucher abgewälzt werden.

M: Nehmen wir das Beispiel der veganen Ernährung. In den letzten Jahren hat sich da wahnsinnig viel getan. Und da war es nicht die Industrie, die die Veränderung angestoßen hat. Viele Leute haben sich für das Thema interessiert, sich informiert und haben angefangen, sich nur noch pflanzlich zu ernähren. Und jetzt gibt es schon viel mehr vegane Produkte im Supermarkt.

C: Aber wird insgesamt weniger Fleisch gegessen? Leider nur minimal.

M: Ich glaube, das geht miteinander einher. Man muss Anreize schaffen, dann werden auch einige Leute ihr Konsumverhalten ändern. Aber dazu braucht es Menschen, die damit anfangen. Und nachdem nun Unverpackt-Läden immer beliebter werden, beginnen auch größere Supermärkte, ihr Sortiment umzustellen. Daran sieht man: Es ist alles machbar, man muss es nur wollen. Und mich nervt es, dass manche Leute sich lieber eine Plastik- oder Papiertüte kaufen, statt sich eine Notiz an die Haustür zu hängen: „Schlüssel, Geldbeutel, Jutebeutel!“



Zwei Ökos unter sich: Marie und Clara diskutieren lebhaft. Foto: Anna-Lena Jaensch

Ich finde, man muss klein anfangen – und zwar jeder bei sich selbst.

C: Das wäre natürlich ein Anfang. Generell denke ich aber, dass wir hier in Tübingen bereits sehr sensibilisiert für dieses Thema sind. Wir können nicht immer nur von uns auf den Rest der Bevölkerung in Deutschland oder Europa schließen. Es muss auch für Durchschnittskonsumenten außerhalb von Tübingen möglich sein, ökologisch-nachhaltig zu konsumieren. Für Leute, die sich nicht die ganze Zeit damit auseinandersetzen wollen oder können.

M: Was wäre denn deiner Meinung nach eine Lösung, die etwas bewirken würde?

C: Weniger verbrauchen, da sind wir uns einig. Aber auch mehr recyceln und besser recyceln, damit wir nicht mehr so viel Plastikmüll in andere Länder exportieren müssen. In Deutschland können wir nicht mal unseren eigenen Plastikmüll verarbeiten, das ist einfach richtig traurig. Unser Müll ist in der ganzen Welt verteilt und viel davon landet am Ende in Gewässern.

M: Das Mikroplastik landet dann im Endeffekt in unseren Körpern. Das wurde ja heutzutage schon in Leitungswasser gefunden, in Milch, Salz …

C: … und in Bier! Das ist besorgniserregend!

M: Hierzulande ist es das wirklich!

C: Außerdem könnte eine Verpackungssteuer sinnvoll sein. Eine, bei der man nicht nur für Plastik zahlen muss, sondern auch für Papier und für jegliche andere Art von Verpackung. Es geht ja irgendwie alles Hand in Hand. Statt eine Sache zu verteufeln, müssen wir hinterfragen, ob wir das Produkt oder die Verpackung überhaupt brauchen.

M: Ich glaube, hinter diesem Plastikmüll-Verteufeln steckt auch ein Funken Wahrheit. Gerade wenn wir eben probieren, weniger Plastik zu verwenden, testen wir auch mehr Alternativen. Und natürlich ist nicht jeder Versuch ein Erfolg. Aber es ist ein Schritt in die richtige Richtung. Es ist noch nicht lange her, da gab es an vielen Supermarktkassen kostenlose Plastiktüten. Heute sind wir da schon um einiges weiter.

C: Du meinst also, wir haben jetzt sozusagen Kollateralschäden, aber irgendwann kriegen wir den Überblick. Wir sind also auf dem richtigen Weg.

M: Es wäre schön blöd, wenn wir jetzt einfach sagen würden: “Okay, wir bleiben beim Plastik, alles andere ist ja nicht effizient.” Denn so wird keiner versuchen, das Ziel einer nachhaltigeren, effizienteren Lösung zu erreichen.

C: Da stimme ich dir nicht ganz zu. Ich finde, wenn die Alternative nicht besser ist, sollte man beides gleich behandeln und sich am besten überlegen, ob es nicht einen ganz anderen Weg gibt.
Wenn du von heute auf morgen eine Sache umsetzen könntest, was würdest du machen? Außer die perfekte Alternative finden, die man aus Luft herstellen kann? Ich glaube, ich würde eine gut durchdachte Verpackungssteuer umsetzen.

M: Du gehst gleich vom Großen aus. Ich würde mit dem Kleinen beginnen: Jede Person würde von mir einen Baumwollbeutel zugesteckt bekommen, der so schön wäre, dass sie ihn nie vergessen würde. Damit könnten wir so viel Müll vermeiden.

Das komplette Streitgespräch findest du hier.



Marie Linn Lohmann (19): Plastik kommt ihr nicht in die Tüte.



Clara Thier (22): hat daheim eine Plastiktüte, die sie seit fünf Jahren verwendet.

KULTUR
KULTUR
KULTUR



„Hier ein neuer Pulli,
da eine neue Jeans.
Quasi Klamotten
To Go.“

S.31

KULTUR
KULTUR
KULTUR

Porträt: Aus dem Leben eines schwulen Pfarreranwärters



Foto: Leonie Müller

Weshalb Liebe nie Sünde sein kann.

Es ist Sonntagnachmittag, im Evangelischen Stift in Tübingen duftet es nach Kerzen. Der morgendliche Gottesdienst liegt noch nicht lange zurück. In diesen altehrwürdigen Gemäuern, deren Treppen lang und knarzig sind, kann man sich leicht verlaufen. Doch nicht Marcel: Er wohnt hier schon seit einigen Semestern und kennt sich bestens aus. Der Theologiestudent wirkt wie ein unaufgeregter, ruhiger Mensch. Seine Stimme ist sanft und eher defensiv; er erhebt sie nur dann, wenn er auch etwas zu sagen hat. Er ist ungefähr das Gegenteil vom schrillen, bunten Schwulen, der als Stereotyp oft in Sitcoms und Filmen eingesetzt wird. Marcel passt in kein Muster und keine Schublade, er ist anders, und das findet er gut so. „Es wird immer Leute geben, die das nicht verstehen können", sagt er.

Marcel Brenner wuchs katholisch auf. Er engagierte sich jahrelang, war unter anderem Ministrant. Häuslich geprägt wurde er eher konservativ, unabhängig davon, dass er katholisch war, sagt er. Sein Coming-Out hatte er mit etwa 20 Jahren. Recht spät, könnte man meinen, doch Marcel brauchte die Zeit. In seinem Inneren rang er mit sich selbst. „Bis zu diesem Zeitpunkt gab es für mich Homosexualität gar nicht", erzählt er. „Für mich war das Sünde und gottfernes Leben. Es war einfach keine Option". Dann konvertierte er zum Protestantismus. Keine Übersprungshandlung: Zuvor beschäftigte sich Marcel intensiv mit beiden Glaubensrichtungen und entschied daraufhin, womit er sich am meisten identifizieren konnte. Doch irgendwie war da immer ein komisches Gefühl, das er nicht benennen konnte. Bis zu dem Zeitpunkt, als er bei seinem FSJ in einem Jugendhaus mit jemandem ins Gespräch kam, der überzeugter Christ war – und schwul. „Da wurde mir plötzlich klar, was mein Problem ist", sagt Marcel: „Es war sehr befreiend, mit ihm darüber reden zu können, weil das die erste Person war, bei der ich gesehen hab, dass sowas möglich ist." Erst war da die Verleugnung, dann die Angst, aufzufliegen: Wenn Marcel zurückblickt, wird ihm klar, dass ihm dadurch „viel Lebensfreude entgangen ist in den Jahren." Denn Liebe, das erkennt er heute, kann nie Sünde sein.

„Schwul sein war keine Option"

Der erste Dezember 2019 war nicht nur der Beginn der Vorweihnachtszeit, er stand sinnbildlich für katholischen und evangelischen Fortschritt.

Ein christlicher Neubeginn?

Zum einen war da die Wahl der Evangelischen Landessynode.

Durch die Umverteilung der Sitze im Kirchengemeinderat und in der Synode könnte die Trauung von Homosexuellen doch schneller eintreten als gedacht. Eine echte Schicksalswahl also? Marcel findet, dass sie zumindest einen Schritt in die richtige Richtung bewirken könnte. Die Gesellschaft verändert sich, und so auch die Kirche, gerade was queere Themen angeht. Nur eben: In langsamem Tempo.
Zum anderen hat die oft als sehr konservativ verschriene katholische Kirche außerdem an diesem ersten Dezember ein Reformpaket auf den Weg gebracht. Das Zentralkomitee der deutschen Katholiken hat erkannt, dass sich die katholische Kirche in einer Krise befindet und will das Vertrauen der Mitglieder wiedergewinnen. Gerade junge Menschen wenden sich immer mehr von der Kirche ab. Unter anderem auch Freunde von Marcel: „Ich kann alle verstehen, die sagen, sie fühlen sich nicht willkommen in der Kirche und sie haben die Schnauze voll“, gibt er zu.

Die queere Community in der Kirche hat Marcel „lange gesucht - und nicht gefunden“. Ein Bedürfnis nach Austausch war natürlich trotzdem da, und so fand er zu „BunT fürs Leben“. Das ist eine Initiative mit queeren und nicht-queeren Menschen, die sich für die gleichgeschlechtliche Trauung in der Landeskirche Württemberg einsetzt. Mittlerweile haben alle Landeskirchen in Deutschland die Trauung für alle eingeführt – außer Württemberg. Hier gilt bisher ein „merkwürdiger Mittelweg“, wie Marcel es bezeichnet. Derzeit ist es so, dass in einem Viertel der Kirchengemeinden in Württemberg homosexuelle Paare gesegnet werden können. Und das wiederum nur unter der Bedingung, dass drei Viertel der Kirchengemeinderatsmitglieder dem zustimmen. Für Marcel stellt das einen erneuten Interessen- und Identitätskonflikt dar, denn er wünscht sich wie so viele, irgendwann zu heiraten. Fast schon ironischerweise wird von der Kirche erwartet, dass Pfarrer und Pfarrerinnen nicht nur standesamtlich, sondern auch kirchlich heiraten. Die Entscheidung, ob er nicht doch in die badische Landeskirche wechselt, steht noch aus. Auch dort würde es sicher Leute geben, die etwas gegen einen schwulen Pfarrer hätten, aber: „zumindest steht die Landeskirche hinter einem.“
„BunT fürs Leben“ gilt außerdem als Safe Space für Outings, erklärt Marcel. Für ihr Coming Out rät er jungen Menschen, sich zuerst an Personen zu wenden, die diese Nachricht mit Sicherheit akzeptieren werden. Er erlebte selbst, wie zuvor vertraute Personen sich plötzlich von ihm abwandten. „Da bricht erstmal eine Welt für dich zusammen. Um das auffangen zu können, braucht man eben diese sicheren Stellen als Ankerpunkte und Rückhalt.“ Pfarrer werden, um Vorbild zu sein, ist nicht sein Hauptanliegen, aber ein schöner Nebeneffekt: „Da schwingt natürlich immer die Hoffnung mit, andere Menschen zu prägen und ihnen zu zeigen: ‚Du bist gut, so wie du bist. Ich hab‘ es irgendwie geschafft, und du wirst es auch schaffen, ich unterstütze dich dabei‘.“ Das bezieht er nicht nur auf die Sexualität, sondern auch auf alle anderen Aspekte des Lebens.

„Gib doch wenigstens zu, dass wie du lebst nicht biblisch ist!“

In manchen Fluren des Evangelischen Stifts hängen Regenbogenflaggen zwischen den Zimmertüren. Vor den Toren des Stifts klebt ein Werbeplakat für einen Vortrag über Sexualität und Gender in der Kirche. Doch bei all der Offenheit unterstützen bei Weitem nicht alle auch diese tolerante Lebenseinstellung. Marcel weiß, dass Homophobie innerhalb des Stifts vorhanden ist. In Tübingen wurde er mit seinem Partner schon zweimal auf offener Straße angefeindet. Den Vorwurf, in Sünde zu leben, bekommt der 27-Jährige immer wieder zu hören. Die bisherigen schlechten Erfahrungen konnten es allerdings noch nicht schaffen, Marcel seinen Optimismus zu nehmen. Der Student hat gelernt, das Positive daraus zu ziehen: „Ich bin offener geworden“, stellt er fest. Doch man werde demütiger als Teil einer Minderheit. Sich immer wieder zu fragen: Wer bin ich eigentlich? Wofür möchte ich stehen? „Das ist anstrengend“, gibt er zu. Dem Pfarrer-Anwärter ist klar, dass es für ihn auch künftig nicht einfach werden wird. Aber: „Wenn jemand ein Problem mit mir hat, dann ist das sein oder ihr Problem, nicht meines.“ Diese Einstellung sei schützend für ihn, er habe aber lange gebraucht, sie sich anzueignen. Rückblickend wünscht er sich, er hätte nicht so viel Angst gehabt und direkt damit begonnen „einen Weg zu suchen, wie es möglich ist, mit Gott zu gehen - als schwuler Marcel.“ Als er das ausspricht, überlegt er kurz, und meint dann: „Beziehungsweise: Als Marcel. Das gehört einfach zu mir.“ Denn Marcel Brenner, das ist nicht nur ein schwuler Theologiestudent. Er ist ein 27-Jähriger, der rational denkt und dennoch religiös ist. Sein Glaube wurde katholisch und evangelisch geprägt, er war lange Chemiestudent und wird bald Pfarrer sein. Widersprüchlich? Nein. Nur nicht schubladenkonform.



Bei „BunT fürs Leben“ setzt sich Marcel für die Rechte von homosexuellen Gläubigen ein. Foto: Leonie Müller

Weitere Infos zu diesem Thema gibt es in unserer Podcast-Folge.



Leonie Müller (23):
sieht die Kirche jetzt mit anderen Augen.



Die Ernte ist im Sommer immer sehr vielfältig. Fotos: Klimagarten

Im Tübinger Klimafarming – Garten wird Permakultur in allen Bereichen gelebt. Hier haben auch soziale Beziehungen Raum zu wachsen.

Hier darf die Natur tanzen

Hohe, dunkle Bäume säumen die Straße, die zum Informatik-Institut im Stadtteil Sand führt und verleihen dem Ort eine faszinierende Ruhe. Es ist schwer vorstellbar, dass der Trubel der Wilhelmstraße nur wenige Bushaltestellen entfernt ist. Die beinahe andächtige Stille wird vom Geräusch eines ankommenden Busses durchbrochen. Ich treffe Sandra Müller, die mich heute durch den Klimafarming-Garten der Uni Tübingen führen wird.

Eine Studentin gründete den Garten 2012 im Rahmen eines Biokohleforschungsprojektes als „Klimafarming-Garten". Ursprünglich mit dem Ziel, die Wirkung der sogenannten „Terra Preta" zu untersuchen.

Ein fünfköpfiges Organisationsteam, darunter auch die Hauptverantwortlichen Sandra Müller und Martin Gails, verwaltet den Garten. Mittlerweile wird nicht mehr nur geforscht, der Garten dient auch als Bildungseinrichtung und Gemeinschaftsgarten. Ein Teil kann bei Bedarf immer noch für Abschluss- oder Forschungsarbeiten genutzt werden. Regelmäßig bearbeitet eine Gruppe ehrenamtlicher Gärtner die Beete und Felder des Gartens. Das Team des Gemeinschaftsgartens bietet viele Kurse an, einige davon auch über das „Studium Oecologicum". Für die offiziellen Kurse zum Anbau in der Permakultur gibt es Anmeldungen aus ganz Deutschland.

Ziel ist immer die Schaffung nachhaltiger Kreisläufe

Auf den ersten Blick fällt vor allem die für Laien ein bisschen chaotisch wirkende Bepflanzung der Beete auf. Ich erfahre, dass dies ein Resultat der Beobachtung ist, welche Pflanzen sich an welchem Standort wohlfühlen. Sie werden dann an diesen Standorten in ihrem Wachstum unterstützt - an den nicht förderlichen Bereichen versucht man die Pflanzung anderer Sorten. In einem spärlich wirkenden Beet ragt ein Rosenkohl mit Blütenstand in die Höhe. Das ist eine der Gemüsepflanzen, die sich in diesem Jahr selbst ausgesät haben. Der Vorteil ist, dass die Pflanzen ihrer Biologie nach selbst den richtigen Wuchszeitpunkt finden können, stärker an die Umgebung angepasst und somit widerstandsfähiger sind. All dies sind Beispiele der Anbauweise im Garten, die dem Prinzip der „Permakultur" folgen. Der Begriff beinhaltet perma, was so viel bedeutet wie dauerhaft. Er beschreibt also eine sich im Idealfall dauerhaft selbst erhaltende Kultur.

Es existiert keine klare Definition der Permakultur. Bill Mollison, ein Mitbegründer der Permakultur, beschreibt sie als „Tanz mit der Natur, und die Natur führt". Es geht also nicht darum, genau das anzubauen was man sich vorgenommen hat, sondern auf die Natur zu achten, flexibel auf die verschiedenen Rahmenbedingungen einzugehen und sich anzupassen.

Ziel ist immer die Schaffung nachhaltiger, naturnaher und lokaler Kreisläufe. Der Lebensraum wird als ein System aufgefasst, das im besten Fall krisenfest funktioniert und die Bedürfnisse aus allen Elementen erfüllt. Dieses Prinzip bezieht sich auf jeden Teil des Lebens, also auch auf soziale und ökonomische Aspekte. So wie man die Pflanzen in ihrem ganzen Sein betrachtet,

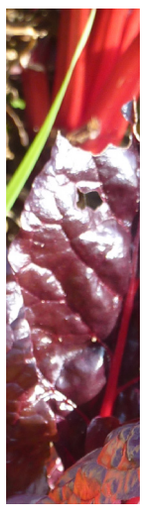
so betrachtet man auch die Menschen, die in ihrem Umfeld sind. Nicht die Schwächen, sondern die Stärken stehen im Fokus und sollen unterstützt werden. Im Garten geht es also auch um den sozialen Umgang miteinander. Dazu gehört der Austausch bei den regelmäßigen Treffen, die gegenseitige Unterstützung sowie das Teilen von Wissen und Erfahrungen. Besonders wichtig ist der respektvolle Umgang miteinander. Der Klimagarten ist in gewisser Weise also ein „Versuchsgarten“, in dem man auch mit wenig Vorerfahrung seine Ideen einbringen und verwirklichen darf. Nur eine sich dauerhaft tragende Gesellschaft kann auch eine sich dauerhaft tragende Kultur verwirklichen. Dazu gehört zum Beispiel auch das gemeinsame Pizzabacken im selbstgebauten „Erdofen“, konstruiert aus einem eingegrabenen Metallfass mit Kaminrohr und mit Holzkohle befeuert.

Auch die Anbauplanung erfolgt gemeinsam. Jeder kann seine Ideen einbringen und die Gruppe reflektiert, welche Pflanzen gut gewachsen sind und welche eher problematisch waren. Die Gärtner wählen die Pflanzenarten gemeinsam aus, ziehen sie über das Jahr auf und pflegen sie. Gerechtigkeit wird dabei großgeschrieben - die Ernte wird jede Woche nach dem gemeinsamen Gärtnern untereinander aufgeteilt.

Auf meine Frage, inwiefern der „Klimafarming-Garten“ dem Klimaschutz diene, erfahre ich Folgendes: Der Anbau nach dem Prinzip der Permakultur und der Einsatz von „Terra Preta“ ist eine gute Möglichkeit, das Problem anzugehen, aber eben auch keine Lösung für alles. Der Garten kann als Musterbeispiel für eine klimaschonende Anbauweise dienen und uns so zeigen, wie eine regenerative Landwirtschaft aussehen könnte. Dazu gehört auch die Verwendung von Wasser aus Zisternen, die über die Dächer des Universitätsgebäudes gespeist werden. Das Land Baden-Württemberg unterstützt das Projekt und finanzierte im letzten Sommer eine Hütte und Wassertanks. Weitere Informationen und Kontaktinfos auf der Website des Gartens: www.klimagarten.uni-tuebingen.de. Dort findet ihr auch das aktuell zweiwöchentlich stattfindende Winterprogramm mit Vorträgen sowie die Kurstermine für die nächste Pflanzsaison.

Die Ernte wird untereinander aufgeteilt.









Sara Weihing (21): gräbt im Frühling ihren Garten um.

Terra Preta

Terra Preta ist eine sehr fruchtbare Schwarzerde, die ursprünglich im Amazonasgebiet entdeckt wurde. Sie setzt sich aus pflanzlichen Reststoffen, Biokohle und anderen organischen Abfällen zusammen. Durch das Einarbeiten des stabilen organischen Kohlenstoffes aus der Kohle wird der Boden fixiert und die Bodenqualität verbessert. So sollen fertile, selbstwachsende Böden entstehen, die als Grundlage für eine klimaschonende und nachhaltige Landwirtschaft dienen. Der Erde wird außerdem ein großes Potential als Mittel zur dauerhaften Speicherung von Kohlendioxid zugeschrieben.

Von Mode zu Müll — in drei Tagen.

Ein Artikel zu Fast Fashion und möglichen Alternativen.

Wer kennt es nicht: Es ist ein gewöhnlicher Montagmorgen. Um zehn fängt die Vorlesung an, schon um neun beginnt der Stress: Nichts zum Anziehen! Dabei quillt der Kleiderschrank förmlich über. Doch zwischen spontan gekauften Oberteilen und Hosen, in die man irgendwann mal hineinzupassen hofft- nächstes Jahr wird auf jeden Fall mehr Sport gemacht - findet sich einfach nicht das Richtige. Am Ende besinnt man sich zurück auf die gute, alte Jeans und das eine T-Shirt, auf das immer Verlass ist. Später dann, mit Freunden in der Stadt: Mensch, schickes Shirt, und nur fünf Euro? Gleich gekauft.
Zur gleichen Zeit erkrankt ein Kind in Indien, vergiftet vom Grundwasser. Oder eine Näherin in Bangladesch bricht zusammen. Die harten Arbeitsbedingungen sind zu viel für ihren Körper.
Fast sieben Jahre ist das Unglück von Rana Plaza nun schon her, bei dem durch einen Gebäudeeinsturz mehr als 1100 Menschen getötet wurden. Eigentlich ist allen klar: So kann die Textilindustrie nicht weiterlaufen. Doch trotzdem bereitet das Problem von „Fast Fashion" sowohl Menschenrechtsaktivisten als auch Umweltschützern noch immer Sorgen.
Aber was ist Fast Fashion eigentlich? Und was ist daran so schlimm?
Grob gesagt bezeichnet Fast Fashion, übersetzt „schnelle Mode", das Konzept, nach dem die meisten großen Kleidermarken aktuell funktionieren: In sehr kurzen Abständen kommen neue Kollektionen in die Läden. Der Verbraucher, bombardiert mit neuen Kleidungsstücken und Trends, kann sich diesen schnellen Wechsel leisten – immerhin ist die Mode unheimlich günstig. Hier ein neuer Pulli, da eine weitere blaue Jeans. Quasi Klamotten To Go.
Dass dies nicht nachhaltig sein kann, liegt auf der Hand. Denn nicht nur Menschenrechte werden in der Lieferkette der Textilindustrie verletzt. Auch die Umwelt leidet unter diesem System: Viele Kleidungsstücke werden inzwischen aus Polyester hergestellt. Dieser Kunststoff verbraucht genau wie Plastiktüten Erdöl und gibt beim Waschen Mikroplastik ins Wasser ab, das später in unseren Meeren landet. Also auch in dem Fisch, den wir essen.
Die vielleicht auf den ersten Blick ökologischere Produktion von Baumwollstoffen dagegen schluckt viel Wasser und macht in den meisten Fällen Gebrauch von großen Massen an Pestiziden. Auch in späteren Produktionsstadien, beispielsweise beim Einfärben oder Bleichen von Stoffen, werden umweltschädliche Chemikalien eingesetzt. Diese findet man dann in den Lungen der Arbeiter und Arbeiterinnen, in Abwässern oder auf der Haut des Endkonsumenten wieder.

Tübingen - Eine Öko-Bubble?

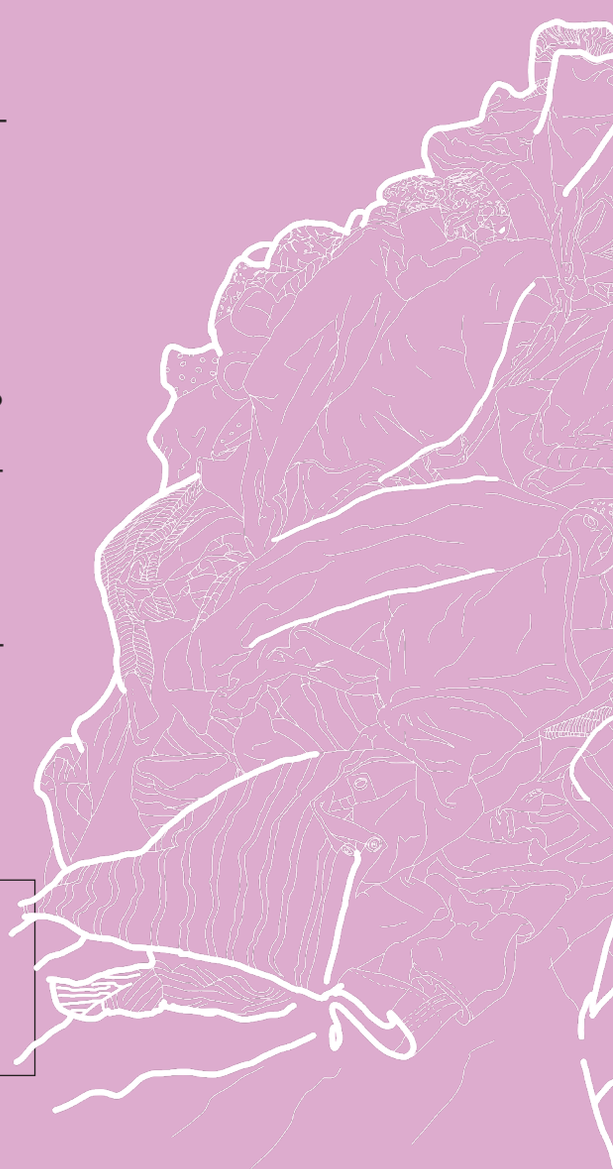


Illustration: Aaron Chaudhry

All dies ist eigentlich nichts Neues. Unzählige Befragungen von Passanten in Einkaufsstraßen zeigen es: Viele wissen, woher ihre frisch gekauften Sachen kommen, aber gehen trotzdem alle paar Monate shoppen. Es sei praktischer, schneller, günstiger als die Alternativen.

Dass das nicht unbedingt stimmen muss, merkt man besonders in Tübingen schnell. Schon die Masse an Second-Hand-Läden gibt dem Verbraucher viele Gelegenheiten, nachhaltig einzukaufen. Gebrauchten Klamotten ein neues Leben zu geben, die ansonsten auf Müllhalden gelandet wären.

Doch „sobald es an den eigenen Geldbeutel geht, hört jegliches Verständnis von Umweltbewusstsein auf." So denken inzwischen viele Ladenbesitzer, wie auch in einem Second-Hand-Laden nahe Tübingen. Auf 400 Quadratmetern reihen sich hier die Kleiderständer, von einfachen Jeans bis hin zu den ausgefallensten Abendkleidern und sogar Schuhen in überraschend gutem Zustand.

Doch eines fehlt: Die Kunden.

An einem Nachmittag kämen oft nicht einmal zehn Menschen in den Laden, meint der Besitzer. Liefe das Radio nicht ständig, könnte man eine Stecknadel fallen hören.

Die nach Regenbogenfarben geordneten Blusen werden kaum angerührt, und auch die schönen Schuhe werden verschmäht. Grund dafür seien die Preise, die je nach Marke und Zustand auch im Bereich der hundert Euro liegen könnten. Viele seien nicht bereit, so viel Geld für Kleidung auszugeben, gutes Gewissen hin oder her.



Ganz anders sieht es aus im Umsonstladen der Tübinger Schellingstraße. Man findet ihn im Keller eines einst besetzten Gebäudes. Die Treppe hinunter, am Ende eines mit Graffiti über und über besprühten Ganges. Hier öffnen sich zweimal in der Woche die Türen für ein sehr diverses Publikum. „Zu uns darf jeder kommen und es kommen auch alle, von Müttern mit Baby bis zu den älteren Damen, aus allen sozialen Milieus und aus allen Kulturen", erzählt Andrea, die nun fast zehn Jahre ehrenamtlich im Umsonstladen tätig ist.

Wie der Name schon sagt, sind Preis und Geld hier kein Thema. Der Laden soll „ein bisschen Utopie sein, ein bisschen Umsonst-Ökonomie", so Angelina, eine weitere Mitarbeiterin. Hier werden Sachen bewusst aus dem wirtschaftlichen Kreislauf gezogen und umsonst weitergegeben. Allerdings nicht nur aus wohltätigen Gründen, sondern auch als links-politisches Statement. Und obwohl man hier auch Bücher, Geschirr und sogar Möbel tauschen oder einfach mitnehmen kann, sind die Klamotten doch am meisten im Umlauf.

Können T-Shirts für 5 EURO wirklich nachhaltig sein?

Innerhalb von zwei Wochen seien sämtliche Kleiderstangen einmal durchgetauscht.

→

Auf diese Weise wird verhindert, dass immer größere Massen an Textilien entstehen, die entweder nicht recyclebar sind oder durch Giftstoffe der Umwelt schaden. Es wird einfach wiederverwendet, was schon da ist.



Foto: Urs Winterhalder

Nun stellt sich aber die Frage, ob auch neue Mode nachhaltig sein kann. Die Antwort: ja, unter bestimmten Bedingungen. Eine wichtige Rolle spielen dabei Nachhaltigkeitssiegel, die prüfen, unter welchen Bedingungen Textilien produziert werden. Im September 2019 rief die Bundesregierung den sogenannten „Grünen Knopf" ins Leben. Dieser sei aber, laut Barbara Leippold-Preiss, „lange nicht so grün" wie andere Siegel. Leippold-Preiss führt zusammen mit einer weiteren Kollegin die Boutique „dreiraum" am Nonnenhaus. Fast eine kleine Galerie, pittoresk im Erdgeschoss des Fachwerkhauses untergebracht, mit einem Schild vor der Tür, das dem Passanten „Klasse statt Masse!" verspricht. Drinnen empfängt den Besucher viel Filz, aber auch Seide, Alpaka, weiche Baumwolle. Die Stücke, die hier neben handgemachtem Schmuck und kleinen Kunstgegenständen verkauft werden, kommen zum größten Teil von der Naturtextilmesse INNATEX. Auf dieser Messe sind ausschließlich Marken vertreten, bei denen rund 70% der Textilien aus kontrolliert biologischem Anbau stammen. Ein wichtiges Siegel, das solche Marken auszeichnet, sei der Global Organic Textile Standard, kurz GOTS. Durch seine hohen Ansprüche sei dieser relativ schwer zu erreichen und werde dementsprechend selten vergeben. Aber er hält wohl, was er verspricht: Nachhaltige Textilien, die Mensch und Umwelt schützen. Die Marken, die diesen Standard erreichen, sind stolz darauf und scheuen auch nicht, das zu zeigen: Dem Verbraucher kann der grüne Aufkleber am Etikett kaum entgehen.

Was kann aber der gemeine Student aus all diesen Informationen ziehen? Wie können wir unser eigenes Handeln ändern? Hier passt wie so oft das Motto: Reduce, reuse, recycle. Es gilt also, weniger zu konsumieren und wenn, dann auf Qualität und nicht auf Quantität zu achten. Was wir haben, sollten wir wertschätzen. Und die Dinge, von denen wir uns trennen müssen, können oft woanders ein neues Leben finden. Die Textilindustrie ist eine Branche, auf die wir als Verbraucher mit am meisten Einfluss haben können. Die einzigen, die uns da im Weg stehen, sind wir selbst. Also vielleicht nächstes Mal anhalten und nachdenken, bevor das nächste schicke Shirt für fünf Euro im Kleiderschrank landet.


Angelina (links) und Andrea arbeiten ehrenamtlich im Umsonst-Laden. Foto: Urs Winterhalder



Isabel Jarama (19):
überdenkt den Spruch „Kleider machen Leute" nochmal.

„Was bringt einen Normalsterblichen dazu, Blumenkohl in einen Leergut-Automaten zu werfen?“ S.37

UNI LEBEN

TEST

Einen an der Falafel


Foto: Florian Sauer


Foto: Daniel Böckle


Foto: Daniel Böckle


Die Gourmets sind sich sicher: Klarer Fall von Falafel. Foto: Daniel Böckle

Getrieben von wissenschaftlichem Forschergeist und einer guten Portion Hunger haben wir sieben Lokalitäten in Zentrumsnähe getestet und atemberaubendes entdeckt: Falafel schmeckt köstlich. Damit das aber nicht die einzige Erkenntnis bleibt, haben wir den Preis, das Gewicht, das Ambiente, die Sortenvielfalt an To-Go-Varianten und vier Geschmackskriterien in unseren Test miteinbezogen. Ebenfalls sehr wichtig für das Gesamtkunstwerk Falafel: Der „Sifffaktor“, der beschreibt, wie wahrscheinlich ein Kleiderwechsel aufgrund von Soßenflecken nach der Verköstigung ist. Von zwei (=Bring besser eine zweite Hose mit) bis fünf (=Perfekter Snack vor dem Bewerbungsgespräch) Punkten kam alles im Test vor. Bestellt haben wir immer die günstigste Falafel-Variante zum Mitnehmen.

Bei **Tasty** bekommt man eine dicke Portion der arabischen Spezialität nahe an der Uni, perfekt für den großen Hunger. Das ist auch ein großer Vorteil, da selbst die Liegewiese im Brechtbau ein schöneres Ambiente liefert als der kleine Laden, in dem mittelguter Deutschrap läuft.

Als Licht am Horizont des dunklen Nachthimmels für hungrige Clubgänger ist **IssWas** bekannt – eher weniger für Falafel. Das fällt auch im Test auf: Der Laden, der dank seiner großzügigen Öffnungszeiten für viele zum festen Schaf- oder Clubhaus-Aftershowprogramm gehört, besticht nicht gerade durch den Geschmack des (Fertig-)Falafels, des Gemüses oder der Soße. Zum Preis von günstigen 3,50 Euro überzeugt das Brot dafür überdurchschnittlich und eignet sich perfekt, um sich noch in der Feiernacht mit dem alkoholgeschädigten Magen zu versöhnen.

Vor allem die Nähe zur Uni und zum ehemaligen Bierkeller (*schnief*) macht den Newcomer **VeggieBox** unter den Falafel-Läden Tübingens attraktiv für einen kleinen Ausflug. Für diesen wird man mit herausragendem Falafel (5 von 5) und gratis Schwarztee belohnt. Überlegt euch aber lieber zweimal, ob ihr dazu eure Lieblingshose anzieht: Beim Sifffaktor fällt die Falafel durch.

NAME	Kirchererbse	IssWas	Tasty	VeggieBox	LafLaf	Vegi	Kalender
GEWICHT	400g	384g	460g	320g	277g	327g	365g
FALAFEL	5	2,5	4,5	5	5	4,5	3,5
BROT	4,5	4,5	3,5	3,5	3	3	3,5
SAUCE	4	3	3	4	3	4	5
GEMÜSE	4,5	2,5	3	3	4	3.5	4,5
AMBIENTE	4,5	2,5	2	3,5	3,5	4,5	4
SIFF	5	4,5	3	2	4,5	4,5	4
VARIANTEN	7	4	6	1	4	9	1
VERPACKUNG	Alu	Alu	Alu	Papier/Plastik	Papier	Papier	Papier
PREIS	-3,5	-3,5	-4	-3,5	-4,5	-4	-4,6
ERGEBNIS	28	19.84	19,6	20,7	21,27	23.27	23.55

LafLaf – der Styler unter den Falafel-Läden beeindruckt – mit hübscher Inneneinrichtung und moderner Aufmachung. Der Falafel hat Bestnoten, das Preis-Leistungs-Verhältnis nicht: Bei stattlichen 4,50 Euro wiegt der Snack durchschnittlich nur 277 Gramm und belegt damit den letzten Platz in unserem Gewichts-Ranking.

Der Hipster unter den Falafel-Läden Tübingens ist wohl das **Vegi** – was man übrigens offiziell als [Wädschi] oder [Wegi] aussprechen darf. Das Restaurant in der Altstadt bietet nicht nur sehr exotische Varianten an, auch das Ambiente erreicht Bestnoten in unserem Test. Brot und Gemüse sind dagegen eher durchschnittlich.

An der Neckarbrücke hat sich einiges getan: Nach einer halbjährigen Waffel-Pause ist der Imbiss **Kalender** zurück. Der Laden setzt nun auf ein saisonales Konzept und veganes Essen. Bestnoten gab es im Test für die (Sesam-)Soße und das Gemüse, weniger überzeugend war der stolze Preis von 4,60 Euro.

Als wohl einer der ältesten Falafelläden Tübingens ist die **Kichererbse** immer noch up to date. Mit Bestnote beim Falafel und guter Performance in den Kategorien Preis, Gewicht und weiteren Geschmackskriterien gewinnt das Original unseren Test. Einzig an der Verpackung und der Anzahl der Sitzplätze besteht noch Verbesserungsbedarf…

Hunger bekommen? Dann besucht unsere Website, auf der ihr eine Karte mit den getesteten Läden und eine kompakte Übersicht findet!

Weitere Infos findest du hier.



Florian Sauer (22):

...und wenn sie nicht gestorben sind...



Urs Winterhalder (24):

...dann futtern sie noch weiter!

Von Kunden und anderen Problemen

Biep. Biep. Biep. Monoton tönt mit jeder energiesparenden und doch ausholenden Armbewegung – das habe ich inzwischen perfektioniert – ein weiterer Piepton durch den Raum. Vor mir der silbern glänzende Kassenblock, dessen schwarzes Band sich unaufhörlich vorwalzt. Neben mir auf der kleinen Ablage der Jack Daniels, den ein Kunde später abholt. Manche Kunden sind echte Spaßvögel – vorhin kam der dritte vorbei, der wissend auf die Flasche zeigte und grinste: „Ach, ne Ration für Zwischendurch?“ Wobei –Alkoholmissbrauch bei der Arbeit ist noch einer der harmloseren Vorurteile gegenüber Kassierern und Kassiererinnen. Welchen unterschiedlichen Kundentypen du an der Kasse begegnest und was du sonst noch wissen musst, liest du in diesem Artikel.

Achtung: Unter Umständen etwas ironisch.

Die pure Überforderung. Das hielt der Beginn meines Kassen-Nebenjobs bei einem großen Lebensmitteleinzelhändler für mich bereit. Ich – eine damals 21-jährige, sehr motivierte Studentin hatte die Komplexität des Kassierens unterschätzt. Zumindest zu Beginn sieht man sich als Kassiererin einer hochverdichteten Reizüberflutung ausgesetzt. Dabei ist Kassieren wie Autofahren – irgendwann hat sich alles automatisiert. Dann heißt es: Observation! Dabei konnte ich zwei Hauptprobleme identifizieren. Nummer eins: Die Kunden. Nummer zwei: Mich.

Beobachtung Nr. 1: Die Kunden

Der Trödler. Die gestresste Mama. Der Fitnessfreak. Der Partystudent. Die Ökobraut. Der zerstreute Professor. Die Rumkramerin. Die-ohne-Brille. Der Treue-Punkte-Abstauber. Die Labertasche. Beauty. And the beast – um nur ein paar der Stereotypen an Kunden zu nennen, die jeden Tag so vorbeischneien. Mein Teil der Konversation besteht zumeist darin, in nicht beliebiger Reihenfolge freundlichst zu grüßen, nach der Payback-Karte zu fragen, sich nach dem Zahlungsmittel der Wahl zu erkundigen, den Beleg anzubieten und einen schönen Abend zu wünschen. Oder ein schönes Wochenende. Oder frohe Weihnachten. Wobei ich das auch gerne mal durcheinander gebracht habe. Doch ist der Kunde, der am Dienstag ein schönes Wochenende gewünscht bekommt, nicht dankbar? Guess what. Generell habe ich das Gefühl, mein Einsatz wird nicht gewürdigt. Wenn ich mal wieder an der dritten Kasse sitze, das heißt spiegelverkehrt alles mit links mache, und wie eine feinmotorisch sehr dürftig begabte Bewegungslegasthenikerin versuche, den Weidenkätzchen-Zweig über das Band zu ziehen, ohne mir zum wiederholten Male fast das Auge auszustechen, bekomme ich meist sowas zu hören wie: Ihre Kassensituation ist ja furchtbar! Viele Kunden, die Körbe einfach voll auf das Band stellen (klar räum ich den aus) und sehr viele Kunden, die eine Papier-Tüte mitkaufen und fragen: Passt das da alles rein oder reißt das dann? (Ja, bin ich denn eine Waage?!) runden den erfolgreichen Arbeitstag ab. Ach ja, und Kinder. Am liebsten mag ich Kinder! Vor allem solche, die sich heulend und mit allen vieren rudernd auf den Boden schmeißen, weil Mama nicht die Elsa-Zahnbürste kaufen will. Oder solche, die – bemitleidenswerte Wesen- von ihren Eltern zum Einkaufen geschickt werden und mit Murmelaugen hilflos durch die Gänge irren. Ein vielleicht 8-jähriger Junge konsultierte mich einmal in Sachen Allzweckreiniger, den er kaufen wollte. Aufgrund seiner unsicheren



Jack Daniels, die Kasse und ich. Illustration: Jennifer Bauer

Miene und der Tatsache, dass er bei den Waschmitteln herumlungerte, hakte ich noch einmal nach: Allzweckreiniger, zum Putzen? Er: Nee, zum Waschen. Ich: Ach so, also zum Klamotten waschen? Rausgegangen ist er dann mit einem Vollwaschmittel. Auch sonst bin ich ein Service-Profi.

Beobachtung Nr. 2: Ich

Ein bisschen Weinexpertin, ein bisschen Windelspezialistin, ein bisschen Nachhaltigkeitsbeauftragte, ein bisschen Verkehrs-Auskunft. Kunden scheinen ein auf ihre Bedürfnisse zugeschnittenes Briefing zu erwarten. Dabei kann ich als Nichtraucher einfach nicht sagen, welche Zigarettenmarke wohl am wenigsten qualmt und ob ein verdauungs-sensibler Hase wohl auch eine andere Futtersorte als ‚Nagerglück' verträgt. Nicht nur die Kunden fragen mich, ich frage mich auch selbst manchmal, zum Beispiel: Was zur Hölle bringt einen Normalsterblichen dazu, Blumenkohl, Spielzeugautos oder Stofftaschentücher in einen Leergut-Automaten zu werfen?! Habe ich da alles schon rausgefischt.

Mich wundert nichts mehr, daher habe ich mein Kassier-Pokerface auch perfektioniert. Zum Beispiel, als eine Kundin 102 Packungen Seidenstrumpfhosen kaufte. Meine betont gleichgültig freundliche Miene, mit der ich die Ware abscannte, brachte auch ein Mann nicht zum Zerbröckeln, der genau einen Champignon kaufte. Einen. Für den armen Kerl hoffte ich inständig, dass er nicht etwas verwechselt hatte. Ein Pils kann man ja gut gebrauchen, aber was bitte macht man denn mit einem Pilz?! Apropos: Alkohol – auch ein sehr sensibles Thema im Verkauf. Wann frage ich eigentlich einen Kunden nach seinem Ausweis? Die Antwort ist ziemlich simpel: Wenn ich nicht ausschließen kann, dass er unter 18 respektive 16 Jahre alt ist. Also immer. Das führt zu genervt verdrehten Augen auf der einen Seite der Kasse, ein beschämt entschuldigendes Lächeln auf der anderen, wenn ich mal wieder einen 34-jährigen Bacardi-Käufer nach seinem Ausweis gefragt habe. (Falls besagter Kunde das liest: Welcher Friseur schneidet Ihnen denn diese unglaublich jung aussehende Justin-Bieber-Frisur?) Manche Kunden nehmen es auch mit Humor. Wie der 1999 geborene, südländisch aussehende Kunde, der mir theatralisch seinen Ausweis vor die Nase hielt und seufzte: „Ja gell, immer diese Kanackenprobleme…"

Zusammenfassend lässt sich bei meiner Kassier-Episode von einer eher durchschnittlich erfolgreicher Jobbewältigung sprechen. Das freundliche Dauergrinsen danach aus meinem Gesicht zu bekommen, war übrigens gar nicht so einfach. Mein Rat an mich selbst: Besser, wenn ich's lasse mit der Kasse.

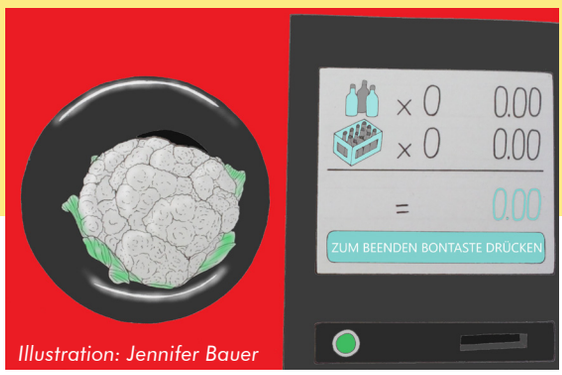


Illustration: Jennifer Bauer

Der Trödler.
Die gestresste Mama.
Der Fitnessfreak.
Der Partystudent.
Die Ökobraut.
Der zerstreute Professor.
Die Rumkramerin.
Die–ohne–Brille.
Die Labertasche.
Beauty.
And the Beast.



Tabea Siegle (22):

kennt jetzt den Unterschied zwischen Lauch und Porree.

HOROSKOP



Steinbock (22.12.-20.01.)

Eigenschaften:
Steinböcke sind extrem zielstrebig und fleißig. Ob Gras, Wasser oder felsiges Gestein – mal hier hin, mal dorthin hüpfend überwindest du alles.

Uni:
Stabil, Bruder.
Durchfallquote: 0,5 %

Privat:
Deine Zielstrebigkeit zahlt sich in diversen Trinkspielen aus und du schlägst deine Gegner mit Leichtigkeit. Zur Erinnerung: Das Trinken hat bei diesen Spielen Vorrang, nicht das Gewinnen. Dein Partner hat's nicht leicht: Der Steinbock hat oft keinen Bock.



Wassermann (21.01.-19.02.)

Eigenschaften:
Der Wassermann langweilt sich schnell, daher wird dieser Teil möglichst kurz gehalten.

Uni:
Mach keinen Stress, wo keiner ist.
Durchfallquote: 15%

Privat:
Finanziell läuft es top, Liquidität: 100%. Dein Liebesleben durchlebt die nächsten beiden Monate eine Durststrecke, dann läuft es aber wieder.



Fische (20.02.-20.03.)

Eigenschaften:
Fische treiben gedanklich gern mal ab. Wenn sie in einer Vorlesung abschalten, träumen sie vielleicht von den Weiten des Ozeans (oder schlafen einfach, weil sie letzte Nacht im Clubhaus die Tanzflosse geschwungen haben)

Uni:
Wenn du so weitermachst, wirst du mit deinem Studium nicht schneller fertig als Stuttgart 21.
Durchfallquote: 75%

Privat:
Sei nicht zu ängstlich, wenn du neue Leute triffst und denk immer daran: Fische sind Freunde, kein Futter. Du bist ein Single-Fisch? Versuch es mal ab 3 Uhr beim Restefischen im Schaf. Vielleicht gehst du ja jemandem ins Netz.



Widder (21.03.-20.04.)

Eigenschaften:
Der Widder ist abenteuerlustig. Ob dir das an der Uni viel bringt, ist natürlich eine andere Frage.

Uni:
Du hast das Zeitmanagement einer Kartoffel. Krieg dein Leben gebacken.
Durchfallquote: 5,0 (wie das Bier).

Privat:
Auf der Suche nach Abenteuern verirrt sich der Widder oft in neue Gegenden. Da samstags ja das Busfahren umsonst ist, kann du im schwäbischen Stil die Umgebung erkunden. Dein Liebesleben ist so enttäuschend wie das Ende von Game of Thrones.



Stier (21.04.-20.05.)

Eigenschaften:
Trotz seiner süßen Croissanthörner ist der Stier sehr robust und lässt sich nicht so leicht unterkriegen. Nicht einmal von Merkur, dem Schlawiner.

Uni:
Selbst wenn du durchfallen SOLLTEST (was ja gut passieren könnte, siehe Durchfallquote), bleibst du stark. Ein echtes Vorbild.
Durchfallquote: 66%.

Privat:
Du kannst schnell beängstigend auf dein Umfeld wirken - Hauptsache mit dem Kopf durch die Wand. Tipp: Leb das nicht in deinen Beziehungen aus, sondern im Brechtbau. Der hat einen Abriss nötiger.



Zwilling (21.05.-21.06.)

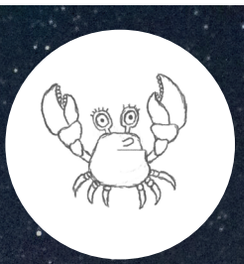
Eigenschaften:
Der Zwilling neigt zu multiplen Persönlichkeiten. Falls du nicht selbst einer bist, pass auf, wenn du einen triffst.

Uni:
Mit seinen verschiedenen Gesichtern kann der Zwilling schnell von hochmotiviert auf total frustriert umschalten. Halte die Balance, das gelingt dir zumindest besser als der Waage.
Durchfallquote: 50 %

Privat:
Finanziell sieht's dieses Jahr schlecht aus. Ab jetzt nur noch montags Aksaray-Döner. Für's Tindern steht Mars gut: Singles, wischt öfter nach links, das nächste Superlike könnte sich als große Liebe entpuppen.

Von Sina Gramlich. Foto: Marko Knab

HOROSKOPE



Krebs (22.06.-22.07.)

Eigenschaften:
Krebs klingt im ersten Moment wie die Krankheit, aber ganz so schlimm sind Menschen mit Sternzeichen Krebs dann auch wieder nicht.

Uni:
Du bist wie Milchschaum: Zwar schön fluffig, aber auch viel Luft um nichts. Durchfallquote: 80% (schonmal an eine Laktoseinteroleranz gedacht?)

Privat:
Krebse haben eine dicke Schale. Wenn der Partner die mal nach harter Arbeit geknackt hat, kommt die weiche Seite zum Vorschein. Auch sonst stehen die Sterne optimal. Der nächste Shot im Shooters wird bestimmt gut!



Löwe (23.07.-23.08.)

Eigenschaften:
Der Löwe wirkt auf den ersten Blick ganz unschuldig, ist aber unter seiner Mähne chronisch dickköpfig.

Uni:
Hochmut kommt vor dem Fall. Pass auf, dass du nicht zu selbstbewusst an deine Prüfungen rangehst. Die Nacht vorher durchzulernen klappt nicht immer so gut. Empfohlenes Entspannungsgetränk: Löwenzahn-Tee. Durchfallquote: 3 Tage

Privat:
Der Löwe reißt gerne unschuldige Antilopen beim Feiern auf. Aber Achtung, mit Essen spielt man nicht! In Sachen Aussehen spricht Jupiter: Die Mähne des Löwen ist zu zottelig und braucht 2020 dringend einen Haarschnitt.



Jungfrau (24.08.-23.09.)

Eigenschaften:
Die Jungfrau soll ja anscheinend sehr ordentlich sein. Das sehen deine Uni-Organisation und dein Schreibtisch aber anders.

Uni:
Jemals etwas von Routine gehört? Dein Alltag ist so unstrukturiert , wie es dein nächstes Referat sein wird. Durchfallquote: 70 %

Privat:
Dein Liebesleben ist wie Reutlingen nichts los. Ein bisschen Abwechslung ist für dich gerade genau das Richtige. Statt immer nur Bierpong, gönn dir doch mal eine Runde Rage Cage.



Waage (24.09.-23.10)

Eigenschaften:
Die Waage hat Schwierigkeiten, ihre Balance zu halten und stolpert durchs Leben.

Uni:
Wie der Schwabe zu sagen pflegt: Das kannst du halten wie der auf dem Dach, der hat sich nämlich nicht gehalten und ist runtergefallen. Durchfallquote: 99%

Privat:
Ausgleichsgymnastik tut der wankelmütigen Waage jetzt gut. Falls du Single bist: Suche deinen Partner entweder auf dem Berg oder im Tal, je nachdem, wo gerade dein Standort ist.



Skorpion (24.10-22.11)

Eigenschaften:
Skorpione können nicht so gut mit Kritik umgehen. Dann halte dich jetzt lieber fest.

Uni:
Motivation? Engagement? Zeitmanagement? Nie was von gehört. Der Skorpion ist chaotisch und versäumt gerne Abgabetermine.
Durchfallquote: 87%

Privat:
Merkur hat's auf Skorpione abgesehen. Verlass die nächsten Monate lieber nicht das Haus, du könntest von einem Kometen erschlagen werden metaphorisch oder auch wortwörtlich, bei Merkur weiß man nie. Tipp für Skorpion ohne und mit Beziehung: Behalte deinen Stachel öfters mal für dich.



Schütze (23.11.-21.12.)

Eigenschaften:
Schützen sind die Gryffindors unter den Sternzeichen: mutig und draufgängerisch.

Uni:
Während sich andere in der Prüfungsphase in die Hose machen, bleibt der Schütze selbstbewusst. Deine Strategie: Ziel anvisieren, Spannung halten und einfach loslassen. Durchfallquote: 33%

Privat:
Du bist offen für Neues. Da Merkur insgeheim einen Hang zur Dramatik hat, kann ich nicht versprechen, dass alles positiv endet. In Sachen Liebe: Du spielst gerne Amor. Praktisch, dass du sowieso mit Pfeilen ausgestattet bist. Pass aber auf, dass du sie nicht willkürlich abfeuerst, du hast nur eine begrenzte Anzahl in deinem Köcher.



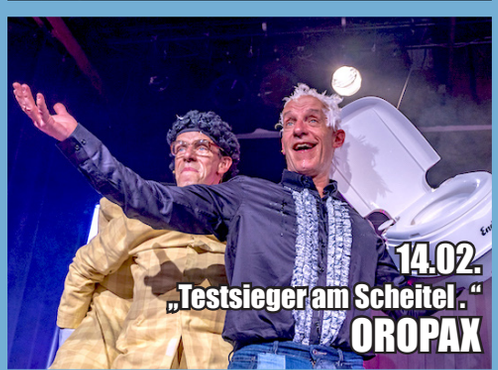


























SUDHAUS TÜBINGEN, HECHINGER STR. 203, mail@sudhaus-tuebingen.de, Tü-74696

sudhaus

INFOS UND TICKETS UNTER: WWW.SUDHAUS-TUEBINGEN.DE

Leseprobe aus unserer Online–Redaktion

„Die Freier wollen Frischfleisch."

S.43

ONLINE

“EIN TOTAL KRANKES UND PERVERSES SYSTEM”



Foto: Marko Knab

Prostitution wird in unserer Gesellschaft akzeptiert. Es gibt sogar Strukturen, die Prostitution stützen, meint Marie Kaltenbach. Zusammen mit der Kindheitspädagogin Sarah Kim klärte sie über Prostitution auf. Eingeladen hatte die beiden Aktivistinnen von Sisters e.V. der Tübinger Verein Querfeldein. Am Montag, den 25.11.2019 erklärten sie im Ribinguru-mu, wie die rechtliche Lage in Deutschland ist, welche Personen betroffen sind und was es für die Menschen in diesem System bedeutet.

Zum ersten Mal mit Prostitution in Berührung gekommen ist Marie Kaltenbach während ihres Bachelors in Politikwissenschaft. Für ein Seminar, in dem es um Frauenrechte ging, schrieb sie ihre Hausarbeit über Prostitution. Bei der Recherche stieß sie auf öffentliche Foren, in denen Freier die Frauen ganz ungeniert und in entwürdigender Form bewerten. „Das hat mich echt aus den Latschen gehauen”, so Marie. Wie genau Prostitution definiert wird, darüber hatte sich Marie noch gar keine Gedanken gemacht. Das Prostitutionsgesetz definiert sie als „Sex gegen Geld”. Für Marie ist Pornographie allerdings auch sehr mit Prostitution verknüpft, da dort ein bestimmtes Frauenbild transportiert werde. Das Prostitutionsgesetz ist 2002 in Kraft getreten. Seitdem seien in Stuttgart die Großbordelle aus dem Boden geschossen, erklärt Sarah Kim. Geschätzt gibt es 200.000 bis 1 Millionen Prostituierte in Deutschland. Einen Beitrag dazu, dass die Zahlen so ungenau sind, leistet die Tatsache, dass die Frauen oft nach nur wenigen Wochen in ein neues Bordell gebracht werden. „Die Freier wollen Frischfleisch”, so Marie. Wenn sie viel abwürfen, ergänzt Sarah, könne es auch vorkommen, dass die Frauen länger an einem Ort bleiben.

“Wenn man einmal drin ist, kommt man nicht mehr raus”

Sisters e.V. setzt sich aktiv für den Ausstieg aus der Prostitution ein. Das schwierigste sei dabei die Kontaktaufnahme. Man gehe vormittags in die Bordelle, denn „abends ist man dort nicht gerne gesehen”, so Sarah. Das Ganze habe nichts mit einem normalen Beruf zu tun. Wenn die Frauen den Wunsch äußern würden aufzuhören, würden sie sofort von Sisters e.V. rausgeholt. Mittlerweile habe der Verein auch eine Aussteigerwohnung. Das wichtigste sei es, die Frauen aus diesem sozialen System zu befreien. In diesem Punkt würden die Hilfsorganisationen vor Ort versagen. Die Aussteigerprojekte würden so gut

Viele Freier wissen, was sie tun

wie ausschließlich von privaten Initiativen angeboten. Das Schwierige seien auch die Gesetze. Diese würden zwischen Zwangsprostitution und “guter” Prostitution trennen. Der Umsatz in der Branche beläuft sich auf 13-15 milliarden Euro jährlich. Dies sei mehr als die Textilindustrie in Deutschland erwirtschaftet, so Sarah.

„Der Freier kauft eine Illusion”, meint Sarah. Die Illusion, dass diese Frau den ganzen Tag nur auf ihn gewartet habe. Viele Freier bekämen auch mit, dass es den Frauen nicht gut geht. Allerdings überwiege das Gefühl, dass man schließlich dafür gezahlt habe. Dass sie sich das “Ja” nur erkauft haben, ist ihnen bewusst, doch auch beim Sexkauf gilt für sie das Motto “Ich bin Kunde, ich bin König”. Für die Frauen ist vor allem dieser Freierkontakt das zermürbende. Jeden Tag 10-20 Mal erniedrigt zu werden, hinterlässt Traumata, wie sie bei Kriegsveteranen und Folteropfern zu finden sind, erklärt Sarah. Die Prostituierte übernimmt dann das Bild, dass sie nichts anderes verdient habe. Diese Einstellung macht einen Ausstieg aus dem System enorm schwierig. Dieser gelingt leider meist nur, wenn der Ekel und der Selbsthass bei den Frauen zu groß wird.

Eine Alternative zu den deutschen Gesetzen, die von Sisters e.V. präferiert wird, ist das sogenannte nordische Modell für Prostitution. Erstmals eingeführt wurde es 1999 in Schweden.

Es kriminalisiert die Kunden der Prostitution. Strafbar machen sich also alle außer der Prostituierten selbst. Dass Prostitution in den Ländern, in denen das Modell angewendet wird, überhaupt nicht vorkommt, sei natürlich nicht der Fall. Dennoch habe es sehr schambesetzte Folgen für die Menschen, die dabei erwischt werden. Auch wird Aufklärungsarbeit bei den Freiern angeboten. Gegenwind bekommt gegen dieses Modell kommt etwa vom Berufsverband erotische und sexuelle Dienstleistungen e.V.. Nach außen transportiert dieser Verein das Bild einer selbstbestimmten Sexarbeiterin.

Dass es solche Menschen gibt, streiten die Vertreterinnen von Sisters e.V. nicht ab, sie seien jedoch eine Minderheit. Die Mehrheit hatte weder die Möglichkeit, noch das Bewusstsein dafür, selbstbestimmt handeln zu können. Man brauche einen Paradigmenwechsel um 180°, so Marie. Prostitution sei falsch. Sie werde auch nicht besser, wenn die Wand glitzert. Dieses Bild müsse allerdings von unten kommen, so Sarah: „Wir als Gesellschaft müssen uns die Frage stellen, was für eine Sexualität wir leben wollen.“ Für Sisters e.V. funktioniert Sexualität ganz klar nicht so, dass man für ein paar Euro mit dem anderen machen kann, was man will.

Wir haben hier im Land ein verschobenes Bild von Prostitution

Von Marvin Feuerbacher.

Die Online-Rubrik „Kultur“ findest du hier.



Foto: Marko Knab

Die Stadt Tübingen pflegt seit den 1950er Jahren Städtepartnerschaften, um den kulturellen und internationalen Austausch voranzubringen. Zusätzlich zu der ersten Partnerschaft 1959 mit dem schweizer Monthey wurden über die Jahre noch zehn weitere Partnerschaften mit Städten auf der ganzen Welt geschlossen. Über einige dieser Städte wird in dieser Artikelreihe berichtet werden, von RedakteurInnen, von denen manche selbst schon die Städte, ihre Menschen und ihre Kultur kennenlernen durften.

tübinger städte partner schaften:

County Durham

Die Partnerschaft zwischen dem County Durham und der Stadt Tübingen besteht seit 1969 und ist unter allen elf Partnerschaften Tübingens die Einzige mit einem gesamten Landkreis. Nicht allein dies macht den Austausch mit der nordenglischen Stadt zu etwas Besonderem.
Durham ist eine idyllische, nordenglische Stadt, die sich nicht nur durch den guten Ruf der Durham University auszeichnet. Charakteristisch für den Ort ist die normannische Kathedrale, die ein bekanntes Merkmal der Stadt ist. Zusammen mit dem gegenüberliegenden Schloss aus dem 11. Jahrhundert ragt das Bauwerk imposant aus dem Zentrum Durhams und ist schon von Weitem zu erkennen. Auch sonst hat die Stadt viel zu bieten. Im „Old Fulling Mill Museum" kann man die Geschichte der Stadt nachverfolgen und das Leben im County historisch nachvollziehen. Einen weiteren Teil des Charmes machen die kleinen Sträßchen und Gassen aus, an denen sich ein charmantes Restaurant in das andere reiht. Zusätzlich zur Schönheit der Stadt ist die Umgebung landschaftlich einfach umwerfend, wie jeder, der schon ein wenig Zeit im Norden Englands verbracht hat, weiß.

Motto: „Keep calm and celebrate"

Man ist nie weit von der Küste entfernt und wunderschöne Gebiete mit Mooren und Flüssen sind immer schnell zu erreichen, wie beispiels-

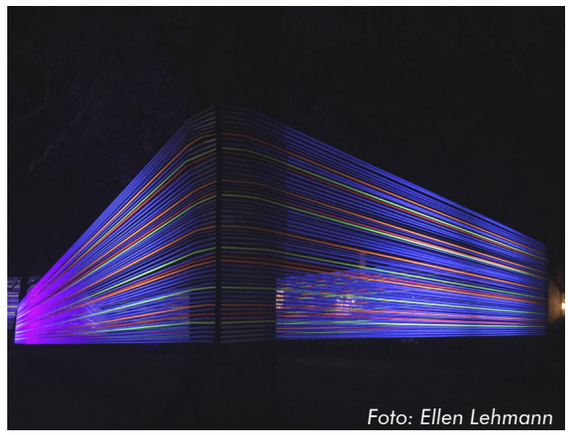


Die Kathedrale in Durham. Foto: Ellen Lehmann

weise die Northern Pennines, die als “Area of Outstanding Natural Beauty (AONB)” gelten.
Nun gibt es die Städtepartnerschaft zwischen Tübingen und dem County Durham schon seit über 50 Jahren. Was genau diese Partnerschaft bedeutet und was einen Austausch zwischen zwei Städten ausmacht, hat Stephan Klingebiel im Gespräch mit Kupferblau etwas genauer erläutert. Als einer der Verantwortlichen für die Städtepartnerschaften der Stadt Tübingen er über seine Arbeit berichtete und verriet uns gleichzeitig noch einige Tipps zu den Festivitäten des 50-jährigen Partnerschaftsbestehen.

Ein heimlicher Favorit war die „Bier–Entdeckung!“

Das charakteristische Merkmal eines (Städte-)Austauschs sind Gruppen oder Personen, die den jeweils anderen Ort besuchen. Sie tun dies aus den unterschiedlichsten Gründen, aber immer um den interstädtischen Kontakt zu pflegen und um interkulturelle Freundschaften zu vermehren. Beispielsweise erzählt Stephan Klingebiel von Jasmine Simms, die dieses Jahr anlässlich des Jubiläums für drei Monate im Rahmen des Tübinger Stipendiums in die Stadtschreiberwohnung zog. Die Poetin gab auf der Bücherwoche, ausgerichtet zum Thema Nordengland, eine Lesung. Durch Veranstaltungen wie die Bücherwoche entstehe auch ein größeres Interesse an Partnerstädten in der Öffentlichkeit. Das sei besser als Flyer zu verteilen, meint Klingebiel.
Auch andere, kleinere Veranstaltungen des Jubiläums haben im Laufe des Jahres schon stattgefunden. Oftmals findet der Austausch auf Schülerebene statt, wo Erinnerungen an andere Kulturen und Länder das ganze Leben lang prägend sein können. So wurde beispielsweise ein internationales Fußballturnier zwischen Pfrondorf, Aix-en Provence, Perugia und Durham ausgerichtet, zum Bürgerfrühstück wurde eine Big Band eingeladen und ein englisches Kricket-Team hat einige Zeit mit Tübinger Schülern verbracht. Ein heimlicher Favorit während der Veranstaltungen war (für die Erwachsenen!) die „Bier-Entdeckung“. Auf dem Stadtfest wurde ein Stand mit Englischem Bier aufgestellt, während andersherum die Brauerei Freistil nach Durham fuhr. Dort wurde gemeinsam ein Partnerschaftsbier gebraut, das jedem, Engländer oder Deutschen, gut schmeckte.
Erfahrungsgemäß ist das Lumiere Festival eine der schönsten Veranstaltungen Durhams. Vom 14.-17. November 2019 wird die Stadt jeden Abend in ein Lichtermeer verwandelt. Die Straßen werden bunt


Foto: Ellen Lehmann

erleuchtet, Künstler spielen mit Hell und Dunkel und verwandeln zusätzlich mit Musik, verschiedenen Tönen und Klängen die Kulissen der Stadt auf magische Weise in etwas Aufregendes. Jede kalte Winternacht Durhams wird während Lumiere etwas Unvergessliches.

Von Ellen Lehmann.

Die ganze Reihe findest du hier.

Wer war eigentlich … Elfriede Aulhorn?



Foto: Friederike Streib

Tagtäglich kommen wir an Orten vorbei, die nach historischen Persönlichkeiten benannt wurden. Doch wer waren diese Menschen und was leisteten sie, dass Straßen, Plätze und Denkmäler zu ihren Ehren erbaut wurden? Dieses Mal geht es um eine bemerkenswerte Frau namens Elfriede Aulhorn, die trotz früher Schicksalsschläge die erste Professorin Tübingens wurde. Hier erfahrt ihr, wer sie war und was sie erreicht hat!

Wer schon einmal mit dem Bus oder, ganz sportlich, mit dem Fahrrad den Schnarrenberg zu den Universitätskliniken hochgefahren ist, dem ist der Name Elfriede Aulhorn vielleicht schon begegnet. Zwischen der HNO-Klinik, der Augenklinik und der BG-Klinik führt nämlich die Elfriede-Aulhorn-Straße entlang. Doch wer war diese Frau, nach der nicht nur diese Straße benannt ist, sondern zu deren Ehren auch ein Preis gestiftet wurde?

Elfriede Aulhorn kam am 8. Januar 1923 als Elfriede Andreae in Hannover zur Welt. Nachdem sie die Schule mit dem Abitur abgeschlossen hatte und einen einjährigen Arbeitsdienst abgelegt hatte, begann sie während des Zweiten Weltkrieges ihr Medizinstudium an der Universität in Freiburg. Ihrer akademischen Laufbahn konnte sie allerdings nur kurze Zeit folgen. Nach einem Jahr wurde sie zum Kriegsdienst eingezogen und verbrachte die letzten Jahre des Krieges als Sanitäterin. Am Ende des Krieges arbeitet sie in der führenden Position eines Sanitätsfeldwebels im Hamburger Luftschutzbunker.

Nach Ende des Krieges setzte Elfriede Aulhorn ihr Medizinstudium dann an der Universität in Göttingen fort. Für damalige Verhältnisse war das nicht selbstverständlich.

Schon mit 25 alleinerziehende Mutter und Witwe

Die Universitäten standen einem Frauenstudium Mitte des 20. Jahrhunderts noch eher skeptisch gegenüber und bevorzugten meist die männlichen Kriegsheimkehrer. Dass Aulhorn trotzdem einen Studienplatz bekam, lag vermutlich an ihrem Arbeits- und Kriegsdienst, den sie zwei Jahre lang geleistet hatte.

An manchen Universitäten galt in diesem Fall eine Ausnahmeregelung, von der vermutlich auch Aulhorn profitierte.

Pionierin an der Uni Tübingen

Während ihres Studiums lernte sie dann den Physiologen Otfried Aulhorn kennen. 1947 heirateten die Beiden und kurze Zeit später brachte Elfriede Aulhorn die gemeinsame Tochter Dietlinde zur Welt. Doch eineinhalb Jahre nach der Hochzeit stand sie vor einem Schicksalsschlag: Ihr Mann starb an den Folgen seiner Kriegsverletzung. Schon mit 25 Jahren wurde die Medizinstudentin alleinerziehende Mutter und Witwe. Eine herausfordernde Situation, früher wie heute. Trotzdem studierte sie weiter und schloss ihr Studium 1950 mit dem Staatsexamen ab. 1952 promovierte Aulhorn dann mit ihrer Arbeit „Über Fixationsbreite und Fixationsfrequenz beim Lesen gerichteter Konturen“ und zog anschließend mit ihrer Tochter nach Tübingen, um an der Augenklinik eine Ausbildung zur Augenärztin zu beginnen.

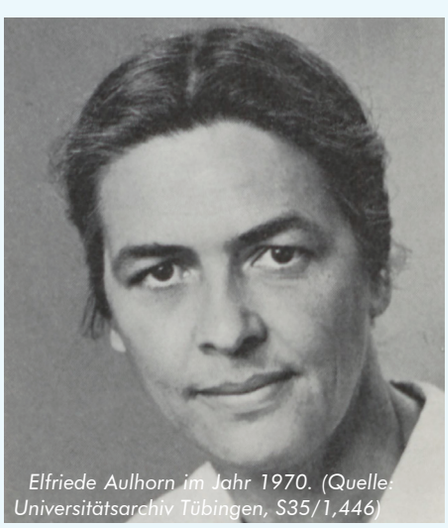
Bei einer Promotion sollte es für Aulhorn allerdings nicht bleiben. Nachdem sie ihre Ausbildung zur Augenärztin abgeschlossen hatte, habilitierte sie 1961 mit einer preisgekrönten Arbeit über „Die Beziehungen zwischen Lichtsinn und Sehschärfe“. Anschließend lehrte sie ab 1962 als Dozentin und ab 1963 als außerordentliche Professorin an der Universität Tübingen. Diese Position zu erreichen, war zu dieser Zeit ein großer Schritt. In den fünfzehn Jahren vor Aulhorns Habilitation gab es in Tübingen nur drei Frauen, die eine Lehrberechtigung erlangten. Keine der drei Frauen erhielt aber tatsächlich eine Professur. Denn während es immer normaler wurde, dass Frauen studierten, waren weibliche Wissenschaftlerinnen noch rar und ungern gesehen. Elfriede Aulhorn war damit die erste lehrende Professorin an der Universität Tübingen und setzte ein Zeichen für weibliche Wissenschaftlerinnen in der Universitätsstadt. Als sie 1970 dann als erste Frau deutschlandweit einen Lehrstuhl im Bereich der Augenheilkunde erhielt, knüpfte sie, vielleicht auch unbewusst, an ihre emanzipatorische Vorreiterrolle an.

Bis zu ihrer Emeritierung 1988 lehrte sie in Tübingen und leitete die Abteilung Pathologie des Sehens. Sie spezialisiert sich dabei auf Nervenerkrankungen im Zusammenhang mit dem Sehsinn.

Am 4. März 1991 verstarb Elfriede Aulhorn im Alter von 68 Jahren nach schwerer Krankheit in Tübingen. Einige Jahre nach ihrem Tod stiftet die „Gesellschaft zur Förderung der neuroophtalmologischen Forschung e.V.“ zu ihrer Ehre den Elfriede-Aulhorn-Preis. Der Preis fördert Wissenschaftler, die im Bereich der Physiologie und Pathophysiologie des Sehens sowie der Neuroophthalmologie forschen und arbeiten. Vor allem erinnert er aber an eine Frau, die als alleinerziehende Mutter eine bemerkenswerte und vorbildliche Laufbahn verfolgt hat.

Von Friederike Streib.

Die ganze Reihe findest du hier.



Elfriede Aulhorn im Jahr 1970. (Quelle: Universitätsarchiv Tübingen, S35/1,446)

ALTE BEKANNTE
ALTE BEKANNTE
ALTE BEKANNTE
ALTE BEKANNTE
ALTE BEKANNTE
ALTE BEKANNTE
ALTE BEKANNTE
ALTE BEKANNTE

„Am Anfang war
es für mich unangenehm,
über so Dinge wie
Schleim zu sprechen.“

S.55

ALTE BEKANNTE
ALTE BEKANNTE
ALTE BEKANNTE
ALTE BEKANNTE
ALTE BEKANNTE
ALTE BEKANNTE
ALTE BEKANNTE
ALTE BEKANNTE
ALTE BEKANNTE
ALTE BEKANNTE
ALTE BEKANNTE
ALTE BEKANNTE
ALTE BEKANNTE
ALTE BEKANNTE
ALTE BEKANNTE
ALTE BEKANNTE
ALTE BEKANNTE

CAMPUSGEFLÜSTER

Was bedeutet Nachhaltigkeit für dich?



Bonita,
Erziehungswissenschaft



Ralph,
Ev. Theologie



Jacques,
Geowissenschaften



Charlotte & Selina,
Kunstgeschichte & Rhetorik



Paul,
Physik



Lars & Rebekka,
Medienwissenschaft

Weitere Infos findest du hier.

Besonderer Ort:
Wer ist eigentlich dieser Willi?



Foto: Marko Knab

Einen Cappuccino unterwegs oder doch lieber die Kommode für's Wohnzimmer daheim? Im Willi Tübingen kann man beides haben. Der Second-Hand Shop, den die meisten eher als gemütliches Café zu schätzen wissen, findet sich erst seit November 2014 auf der Wilhelmsstraße – gehört aber bereits zum festen Tübinger Repertoire.

‚Aber was war denn nun zuerst da?', frage ich Riccarda. Sie arbeitet seit vier Jahren im Willi. Das sei von Anfang an Hand in Hand gegangen, antwortet sie auf die Huhn-Ei-Frage. Ein Shop, in dem die Leute auch entspannt ihren Kaffee trinken können, bleibe im Kopf. Allerdings ist das Konzept so ungewöhnlich, dass viele Gäste gar nicht wissen, dass sie den Tisch, an dem sie gerade ihren Tee schlürfen, einfach kaufen könnten. Warum auch, wenn die meisten eher für ein heißes oder kaltes Getränk oder für die große Auswahl an Gebäck herkommen.
Die Brezeln und Croissants morgens seien das einzige, das sie nicht selber backen, erzählt mir Riccarda. Alles andere wird in der hauseigenen Backstube jeden Tag frisch zubereitet: verschiedene Kuchen, Muffins, Cupcakes und vor allem die Zimtschnecken, deren Duft vormittags den Laden erfüllt. Die Auswahl variiert täglich, etwas veganes ist immer dabei und auch glutenfreie Leckereien gibt es hin und wieder. Das Ganze hat natürlich seinen Preis, vor allem für das studentische Klientel. Nachhaltigkeit sei eben auch eine Art von guter Qualität, sagt Chef Theo.

Da viele Gäste auch viel Müll bedeuten, war schnell klar, wo man ansetzen muss. Die Milch kommt in Kanistern, die zu einem Pfandsystem gehören. Diese werden also zurückgegeben, gewaschen und wieder befüllt.
Auch der Kaffee kommt nicht aus der Verpackung. Die fair gehandelten Bohnen bekommt das Willi von der Kaffeemanufaktur Brennpunkt aus Ofterdingen. Wer sich einen Kaffee für unterwegs gönnen möchte, zahlt einen Euro drauf und bekommt einen Pfandbecher. Durch dieses Recup-Prinzip, das in ganz Tübingen in verschiedener Ausführung immer mehr Verwendung findet, werden die Müllberge von Einwegbechern ein wenig kleiner. Es sehe im ersten Moment nicht jeder ein, meint Riccarda, wenn der Kaffee plötzlich 3,50 Euro kostet. Nach dem ersten Schrecken verständen die meisten aber den Sinn dahinter – und den Euro bekomme man schließlich zurück.

Nachhaltigkeit ist auch eine Art von guter Qualität

Sollte man lieber im gemütlichen Willi bleiben wollen, setzt man sich auf einen der bunt zusammengewürfelten Stühle, die ständig kommen und gehen. Was diese betrifft ist so einiges dabei. Hocker oder Schemel, drei- oder vierbeinige Stühle von unterschiedlicher Höhe und Breite, mit oder ohne Polster in vielen verschiedenen Farben – alles mit dem Charme des Alters.

Ich frage Theo, wo er die ganzen Möbel eigentlich herbekommt. Früher habe er noch weiter außerhalb suchen müssen, mittlerweile bekomme man aber das meiste aus der Nähe - darunter Retour, eine Tübinger Gebrauchtwarenbörse, ALAN aus Reutlingen, wo es ökologische Baustoffe und Möbel gibt, eBay Kleinanzeigen und auch oft Kunden, die eines ihrer alten Möbelstücke vorbeibringen. Da kam in den Jahren einiges zusammen: Stühle, Tische und Lampen verschiedenster Formen und Arten, alte Radios, Teppiche, Spiegel und Bilderrahmen, eine kleine Reihe Kinosessel im ersten Stock. Einmal habe man sogar ein altes Klavier abgeben wollen, das sei dann aber doch entschieden zu sperrig gewesen. Sonst wird alles, was intakt und zweckdienlich ist, auch Bücher und Spielzeug, in das sich ständig verändernde Inventar aufgenommen und für kurze oder auch mal längere Zeit zum Teil des Willi gemacht.

Will man eines der guten Stücke kaufen, spricht man das Ganze einfach ab, macht einen Termin zur Abholung aus und hat am Ende einen neuen Küchentisch. Das gehe deshalb nicht sofort auf Knopfdruck, weil man schließlich auch einen Ersatz für die Lücke beschaffen müsse.

Früher gab es auch einzelne Kleidungsstücke zu kaufen, das sei aber relativ umständlich gewesen und habe auch nicht besonders im Fokus gestanden. Eine kleine Auswahl an Taschen, Shirts oder auch Baby-Stramplern als Merchandise kann man aber auch heute noch vor Ort erstehen.

Das Willi mit rund fünfzehn Mitarbeitern und fünf Jahren Geschichte in Tübingen gehört zur Familie des Collegiums und der Butterbrezel und ist für viele gar nicht mehr von der Wilhelmstraße wegzudenken. Mit warmer Atmosphäre, entspannter Musik, einer Spieleecke für die Kids im ersten Stock, einem geräumigen Außenbereich im Hinterhof, gut gelaunten Mitarbeitern und hin und wieder auch einem Livekonzert ergibt sich ein stimmiger Mix, den nicht nur die Tübinger Studierenden zu schätzen wissen.

„Ich glaube, das Willi ist deshalb so charmant, weil wir alle gerne hier arbeiten, weil wir alle hinter der Sache stehen“, sagt Riccarda mit einem Lächeln. „Und ich glaube, deshalb kommen auch die Leute gerne her.“

„Aber wer ist denn nun dieser Willi?“, frage ich neugierig. Die Antwort ist ernüchternd simpel. Für Theo sei die Namensgebung recht naheliegend gewesen, schmunzelt Riccarda. Ein Café auf der Wilhelmstraße müsse einfach Willi heißen.



Entspanntes Ambiente bei gutem Kaffee. Foto: Marko Knab



Cedric Kirchhöfer (24):
liebäugelt mit dem alten Radio. Oder dem Kinositz. Oder beidem.

NEW YORK: Pampa statt Big Apple

"I wanna wake up in a city that never sleeps" sang schon Frank Sinatra über New York. Man stellt sich Häuserschluchten und Lichtermeere vor, den leuchtenden Times Square und gewaltige Menschenmassen. Mein New York sieht anders aus – rote Scheunen, weite Felder, viele Pick-Up-Trucks, und ja: Auch Trump-Fahnen. Von seltsamen Fremdwörtern wie „Nachhaltigkeit" hat man hier übrigens auch noch nie gehört.

Hobart and William Smith Colleges, wie die Tübinger Partneruni in dieser Region der USA heißt, liegt nämlich im super-ländlichen upstate New York, in der Weinbauregion der Finger Lakes. Und so steht das verschlafene 2200-Seelen College im ebenso ruhigen 13000-Einwohner Städtchen Geneva am friedlichen Seneca Lake. Außer Weinreben, Milliarden von Eichhörnchen, amerikanischen Fahnen überall und einem malerischen See gibt es hier nicht viel. Erleben kann man trotzdem einiges: Das College, eine kleine, aber sehr feine private Einrichtung, bietet dutzende Clubs, enorm viele Aktivitäten und ein absolut grandioses Sportzentrum. Besonders angetan hat es mir das Bootshaus direkt am See, von dem man in den warmen Wochen im August und September direkt ins kühle Wasser springen kann. Es gibt hier zwar kein nennenswertes Nachtleben, aber ich habe mich trotzdem viele Abende mit Freunden sehr gut amüsiert – auch wenn das Bier hier doch etwas teuer und mies ist. Selbst der örtliche Wein, Siegel „extra-dry", schmeckt noch viel zu süß. Unsere Nachbarn, chinesische Studentinnen aus wohlhabendem Hause, haben sich deshalb nicht lumpen lassen und mehrfach zur gemeinsamen Wodka-Verköstigung eingeladen. So kriegt man seine Freizeit dann doch gefüllt.

Diese ist sowieso eher knapp bemessen – die Arbeitsbelastung in den intensiven, kleinen Seminaren lässt nicht viel Raum für Müßiggang. Die hohen Kosten des Colleges, über 60.000 Dollar im Jahr - wovon man als Austauschstudierender natürlich nur einen winzigen Bruchteil zahlen muss - machen sich in vielen Bereichen bemerkbar. Die Lehre ist sehr gut, die Ausstattung generös und die Dozierenden engagiert. Die meisten von denen sind der Ansicht, man könne problemlos drei akademische Bücher pro Woche lesen - nebenher. Etwas dürftiger geht es dann in der Mensa zu - die ist hier so fantastisch wie in Tübingen. Kreationen wie „Cheeseburger-Pizza" und undefinierbare Kartoffelbrei-Bacon-Mais-Haufen erwecken fast schon Erinnerungen an die Mensa Wilhelmstraße (R.I.P.). Was hier am College sowohl im Essensbetrieb als auch allgemein an Ressourcen verschwendet wird, dürfte außerdem allen UmweltaktivistInnen einen Hirnschlag bereiten – und auch mir ist es unbegreiflich, wie man guten Gewissens gekochte Eier ohne Schale in Plastik eingeschweißt verkaufen kann (wenn die Dinger doch nur natürliche Schalen hätten!), warum Äpfel hier einzeln in Plastik verpackt werden, oder warum alle tonnenweise Einwegbecher für alles benutzen. Die Liste ließe sich unbegrenzt fortsetzen – hier läuft auch bei -10°C die Klimaanlage. Mit dem Greta-Thunberg-Gedächtnispreis wird diese Uni jedenfalls nicht ausgezeichnet werden, das steht fest.

Apropos Greta: Von Fridays for Future hat hier noch niemand gehört, nicht mal die britischen oder niederländischen Austauschstudierenden kannten die Bewegung – was mir wieder zeigt, was für eine kleine Blase Deutschland, und Tübingen im Besonderen, sein kann. Was mir hier allerdings besonders im Gedächtnis bleiben wird, ist die freundliche und offene Art der Studierenden, die es leicht macht, Freundschaften zu finden, und der allgemein enorm respektvolle Umgang miteinander. Von den angeblichen Denk- und Redeverboten an amerikanischen Unis habe ich hier überhaupt gar nichts gemerkt – die kleine, gemütliche Atmosphäre sorgt vielmehr dafür, dass sich alle kennen und auch Menschen mit verschiedenen Ansichten freundlich miteinander umgehen und sich austauschen, statt sich in kleine Echokammern zurückzuziehen. Besonders ergreifend war für mich die Offenheit der jüdischen Studierenden, unter denen ich viele Freunde gefunden habe. So habe ich fast jeden Freitag mit ihnen bei einem leckeren Essen im jüdischen Zentrum den Sabbat eröffnet, mit ihnen Rosh ha-Schana, das jüdische Neujahr, gefeiert, und gemeinsam am 9. November den Opfern der Novemberpogrome gedacht. Ablehnung durch die Tatsache, dass ich von einer deutschen Universität komme, habe ich kein einziges Mal erfahren.

Stattdessen wurde ich gleich in den ersten Wochen in die hohe Kunst des makabren, schwarzen Humors eingeführt, der in der amerikanisch-jüdischen Kultur hoch gepflegt wird, indem man mich zum Brettspiel „Secret Hitler“ einlud. Inklusive Spielkarten in Frakturschrift, auf denen Ja! und Nein! stand, die ich selbstverständlich dann auf Bitten meiner grölenden Freunde immer laut und vorlesen musste – so kann Völkerverständigung wohl auch aussehen. Alles in allem war es eine wunderbare, und oft verrückte Zeit, auch wenn ich mehr als einmal über „diese Amis“ den Kopf schütteln musste, etwa wenn man dann doch mal einem Trump-Unterstützer oder einer Trump-Unterstützerin begegnet, oder wenn KommilitonInnen erstaunt sind, dass man amerikanische Musik kennt (stellt sich raus, dass man in Deutschland nicht nur bayerische Blasmusik hört). Von den Qualen die einem sinnlose Maßeinheiten wie Fahrenheit und Inches im Alltag bereiten, ganz zu schweigen. Neben neuen Ideen für das, was ich später werden möchte, habe ich wertvolle Freundschaften geschlossen, meinen Horizont erweitert und mir die Kalorien meines Lebens gegönnt. Das Studium ist doch irgendwie zu kurz, um es nur in Tübingen zu erleben – egal ob man jetzt wilde Häuserschluchten oder verschlafene Kleinstädte mag.



Stefan Köbke (23):

mag Butterbrezeln trotzdem lieber als Bagels.



Vor dem Unigebäude: Die Statue von Elizabeth Blackwell, der ersten Medizinstudentin der U.S.A. Foto: Stefan Köbke

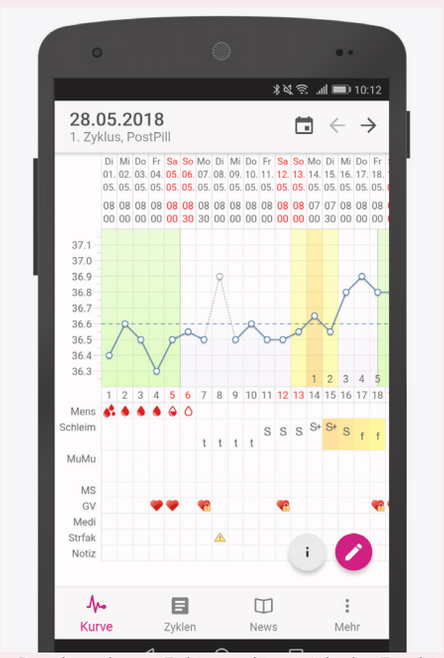
Studierendenjob

Zwischen Zyklus und Zervixschleim



App-Entwickler Christian Maas. Foto: Christian Maas

Der Informatiker Christian Maas entwickelte in seinem Studium eine App zur Bestimmung der weiblichen Fruchtbarkeit. Was mit Stift und Papier begann, ist heute ein digitales Vollzeitprojekt.



Durch mehrere Faktoren lässt sich die Fruchtbarkeit bestimmen. Foto: Christian Maas

Wer die Seiten eines Informatikbuchs aufschlägt, dem blickt in der Regel keine Vagina entgegen. Trockene Zahlencodes statt Feuchtgebiete, Schaltkreise anstelle von zähem Zervixschleim. Trotzdem beschäftigte sich Christian Maas in seinem Informatikstudium vor einigen Jahren mit beidem – und das nicht nur privat. „Meine damalige Freundin hatte keine Lust mehr, die Pille zu nehmen, und suchte nach einer Alternative", berichtet der heute 35-Jährige. Schnell entdeckte die junge Frau die sogenannte symptothermale Methode für sich, eine Form der natürlichen Familienplanung, kurz NFP, die auf der Bestimmung der fruchtbaren Tage des weiblichen Menstruationszyklus beruht. Das Problem: Es ist das Jahr 2006, das erste iPhone noch nicht erfunden und gute Websites sind rar. Die Lösung? Genau. Der Informatik-Freund.

„Zunächst war das Ganze für mich ein reines Softwareproblem", erinnert sich Christian an seine ersten Schritte in der Entwicklung des zuerst als Website konzipierten Projekts. Was vorher mit Stift und Papier festgehalten wurde, sollte nun digital erfasst werden. Er tüftelte während seines Studiums in Tübingen daran, Zyklusdaten grafisch umzusetzen und brachte die Website noch im selben Jahr unter der Domain „www.myNFP.de" auf den Markt, kostenlos. Der Informatiker rechnete nicht damit, dass die Seite großes Aufsehen erregen würde. Am nächsten Tag, so berichtet er es, waren es plötzlich über 100 Nutzerinnen. „Nicht jedes Startup-Unternehmen ist von Anfang an so erfolgreich", erklärt der Tübinger, der auch Teil der hießigen Gründerszene ist: „Es ist wichtig, eine Nische zu finden."

Und dann beginnt erst die richtige Arbeit. Frauen müssen Tag für Tag eingeben können, ob ihr Zervixschleim – ein Sekret, das Drüsen im Gebärmutterhals herstellen – beispielsweise klumpig, wie rohes Eiweiß oder fadenziehend ist. Die Härte und Höhe des Muttermunds oder die Körpertemperatur morgens nach dem Aufwachen sind ebenfalls wichtige Faktoren, um die Fruchtbarkeit zum jeweiligen Zeitpunkt zu bestimmen.

„Am Anfang war es mir unangenehm, über so Dinge wie Schleim zu sprechen“, erinnert sich Christian mit einem Grinsen. Mittlerweile gehen ihm die Worte lässig über die Lippen. Mit locker überschlagenen Beinen sitzt er an seinem Arbeitsplatz im Derendinger Gründersaal, während zahlreiche Mails mit Nachfragen, Verbesserungsvorschlägen und Lob auf seinem Computer eingehen. Denn inzwischen ist aus einem Hobby, das ihn während seiner Studienzeit finanziell über Wasser hielt, ein hauptberufliches Vollzeitprojekt geworden. Die App „myNFP“, die aus der Website resultierte, kostet 29,99 Euro pro Jahr und wurde im Laufe der Jahre von über 100 000 Frauen verwendet. Vor rund zwei Jahren kürte sie die Stiftung Warentest zum Testsieger unter den Zyklus-Apps, im August 2018 wurde sie außerdem als Medizinprodukt klassifiziert.

Als er vor vielen Jahren zum ersten Mal mit einem Zyklusblatt vor seinem Computer saß, hätte sich Christian kaum träumen lassen, dass er mit seiner Erfindung einmal so vielen Frauen eine wichtige Stütze zur Deutung der eigenen Körpersignale sein könnte. Die Freundin von damals ist längst Geschichte, er ist mittlerweile mit einer anderen Frau verheiratet. Eines ist aber gleich geblieben: Die App, verrät er mit einem schelmischen Lächeln, wird auch von seiner jetzigen Partnerin rege genutzt.

„Am Anfang war es mir unangenehm, über so Dinge wie Schleim zu sprechen“



Anna-Lena Jaensch (22):
weiß jetzt mehr über ihren Körper, als sie eigentlich wissen wollte.

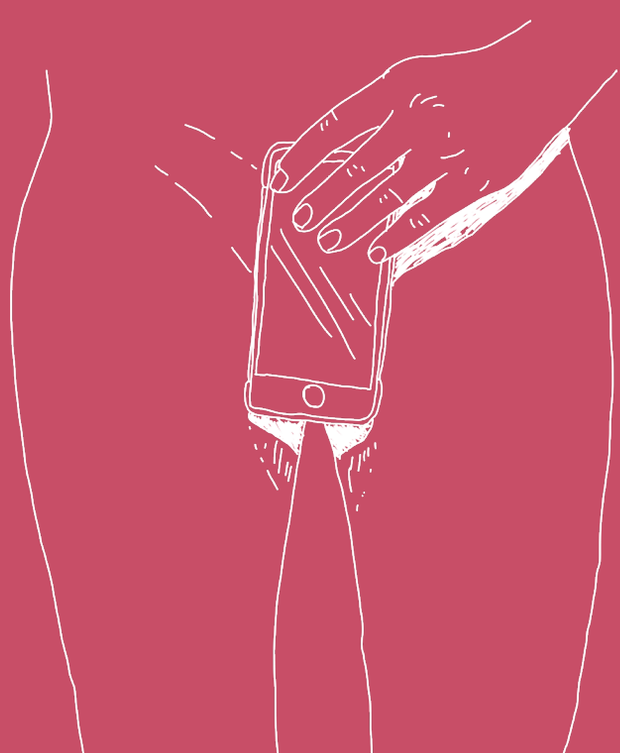


Illustration: Aaron Chaudhry

Auf eine Tasse Kaffee mit...

Prof. Dr. Florian Kapmeier

„Wir müssen alle Stellschrauben aktivieren, über alle Länder hinweg“

Florian Kapmeier ist Professor für Strategie an der ESB Business School der Hochschule Reutlingen. Seine Forschungstätigkeit fokussiert sich auf das Verständnis von Komplexität im Bereich Nachhaltigkeit. Er arbeitet eng mit „Climate Interactive“ zusammen, um die Gesellschaft im Bereich der Folgen des Klimawandels zu sensibilisieren.

Herr Kapmeier, die wichtigste Frage zuerst: Wie trinken Sie Ihren Kaffee am liebsten?

(lacht) Cortado. Also, wenn ich die Wahl habe, dann neige ich zum Cortado.

Sie führen deutschlandweit „World Climate“-Simulationen durch. Wie sind Sie dazu gekommen?

Ich beschäftige mich in Forschung und Lehre mit dem Management komplexer Systeme. Für meine Dissertation war ich zu Forschungsaufenthalten an der MIT Sloan School of Management. Über meinen Mentor dort, Professor John Sterman, habe ich auch die Arbeit vom Think Tank Climate Interactive kennengelernt, mit dem er zusammenarbeitet. Climate Interactive entwickelt Klimasimulationsmodelle für Entscheidungsträger, um mehr Menschen für das Thema Klimawandel zu sensibilisieren. Die Modelle werden auch in interaktiven Rollenspielen eingebettet, um eine breite Öffentlichkeit zu erreichen. In der World Climate Simulation wird beispielsweise der schwierige politische Weg, die Erderwärmung auf unter 2 °C zu begrenzen, in einem Rollenspiel erfahrbar gemacht. Die Teilnehmer schlüpfen in die Rolle von Delegierten bei den UN-Klimakonferenz und verhandeln knallhart über die Treibhausgasmissionspfade der Länder bis zum Jahr 2100. Die Verhandlungsergebnisse werden dann in C-ROADS eingegeben und die Teilnehmer sehen sofort die Konsequenzen ihrer Entscheidungen. Als ich zum ersten Mal an einer World Climate Simulation teilgenommen habe, war ich sofort davon begeistert, wie sehr sich die MBA Studenten am MIT mit ihren Rollen identifizieren und sich für den Standpunkt der Länder, die sie repräsentierten, eingesetzt haben. Es war offensichtlich, dass sie während der Simulation sehr intensiv über das Klimasystem lernen – was mit einer normalen Vorlesung mit dem einfachen Zeigen von Folien selten passiert. Also habe ich die World Climate Simulation mit nach Deutschland gebracht und es mit meinen Studenten an der ESB Business School in Reutlingen durchgeführt. Seitdem bin ich immer tiefer in das Thema eingestiegen und bin inzwischen enger Kooperationspartner von Climate Interactive.



Professor Florian Kapmeier leitet World Climate Simulationen. Foto: Fanni Weber (nez e.V.)

Ein einfaches und trotzdem wissenschaftliches Modell

Wo wurden solche Simulationen schon überall durchgeführt?

World Climate wurde inzwischen in mehr als 90 Ländern von über 60 000 Menschen gespielt, von alt bis jung, von Schülern über Politikern bis zu Entscheidungsträgern in Unternehmen oder der UN. Die Idee ist, Menschen aus allen gesellschaftlichen Ebenen Simulationsmodelle an die Hand zu geben, mit denen sie für sich selbst lernen können, wie wir das Klimaziel erreichen können. Und je mehr Leute das ausprobieren, desto besser. Bei En-ROADS bieten wir auch die Möglichkeit an, sich direkt in sozialen Medien auszutauschen – Leute können ihre Lösungen, wie sie das Zwei-Grad-Ziel erreichen, mitteilen und dann kann es über den Weg einen Diskurs geben, der in wissenschaftliche Erkenntnisse eingebettet ist.

Wie funktionieren die Tools genau?

Die Motivation von Climate Interactive, diese Simulationsmodelle zu entwickeln, liegt in einer Beobachtung von John Sterman begründet: „Research shows that showing people research doesn't work." Klimawissenschaftler sagen seit mehr als 20 Jahren immer wieder, dass wir entsprechende politische Entscheidungen treffen müssen, um den Klimawandel zu stoppen. Aber offensichtlich kommt das nicht an, weder bei politischen noch bei unternehmerischen Entscheidungsträgern.

Wir lernen über Experimente und eigene Erfahrungen. Beim Klimawandel ist das aufgrund der langen Zeitverzögerung extrem schwierig, weshalb wir auf Computermodelle angewiesen sind. Nur sind diese Modelle sehr detailliert. Das ist zwar gut, denn sie bringen uns wichtige Erkenntnisse, aber sie benötigen für die Berechnung eines Szenarios viel Zeit – zu viel für Entscheidungsträger; sie brauchen Modelle, mit denen sie die Konsequenzen direkt sehen können. Climate Interactive entwickelt deswegen Klimasimulationsmodelle, die die Erkenntnisse der detaillierten Modelle vereinfachen, ein Szenario schnell berechnen – En-ROADS berechnet ein Szenario innerhalb von 60 Millisekunden – und gleichzeitig in die aktuellen Forschungserkenntnisse eingebettet sind, damit Entscheidungsträger für sich selbst lernen können. Mit der Computersimulation C-ROADS erfahren Entscheidungsträger, dass alle Länder der Welt sofort und ambitioniert handeln müssen, um das Ziel zu erreichen. Und mit En-ROADS wird die Frage beantwortet, wie, also mit welchem Mix an Entscheidungen und Handlungen, wir das schaffen können.

Um was geht es in dem neuen Spiel, Climate Action Simulation?

Im Gegensatz zu World Climate repräsentieren die Spieler in der Climate Action Simulation keine UN-Delegierten, sondern Interessensgruppenvertreter. Im Spiel lädt der Spielleiter in der Rolle des UN-Generalsekretärs beispielsweise Staatspräsidenten unterschiedlicher Ländergruppen, Unternehmensvertreter, Fossile-Brennstoff-Lobbyisten, Klimaaktivisten und andere Gruppen zu einem Klimagipfel ein. Sie verhandeln dann darüber, wie das Klimaziel erreicht werden kann. Die Ergebnisse werden in En-ROADS eingegeben und die Teilnehmer erkennen sofort die Auswirkungen ihrer Vorschläge auf das Klima-Energie-System. Die Fossile-Brennstoff-Industrie unterstützt beispielsweise gerne Technologien, mit denen Kohlenstoff aufgefangen und gebunden werden kann, während die Klimaaktivisten sich für einen hohen CO2-Preis einsetzen. Und dann gibt es noch die Industrie, die den CO2-Preis gerne geringer hätte. Man spürt, wie schwierig solche Verhandlungen sind und entwickelt ein besseres Verständnis für die Positionen der unterschiedlichen Interessensgruppen, aber auch für die Zusammenhänge im Klima-Energie-System.

Simulationen machen Klimawandel erfahrbar

Der unabhängige, gemeinnützige Think Tank „Climate Interactive", mit dem auch Prof. Dr. Kapmeier zusammenarbeitet, entwickelt Simulationsmodelle, die die Auswirkungen klimapolitischer Entscheidungen auf das Weltklima verständlich machen.

Die beiden Klimasimulationsmodelle „C-ROADS" (Climate Rapid Overview and Decision Support; Fokus auf Treibhausgasemissionspfade von Ländern) und „En-ROADS" (Energy Rapid Overview and Decision Support; Fokus auf Lösungen), sowie die Unterlagen zu den unten dargestellten Spielen und Workshops können auf der Internetseite von Climate Interactive, www.climateinteractive.org, kostenlos heruntergeladen werden .

Research shows that showing research doesn't work

Gibt es da auch Überraschungen?

Absolut. Die größte Erkenntnis der Climate Action Simulation ist, dass es nicht den einen Stellhebel gibt, den wir umlegen können, um die Pariser Klimaziele zu erreichen. Wir müssen alle Stellschrauben aktivieren, über sämtliche gesellschaftliche Bereiche, über alle Länder und Industrien hinweg. Da müssen wirklich alle mitmachen, was mit einer Transformation unserer Gesellschaft einhergehen würde. Aber Nutzer erfahren auch, dass es mit einem Mix bestehender Technologien und Handlungen möglich ist, das Ziel zu erreichen, was vielen Hoffnung gibt.

Eine andere Einsicht ist, dass es bei manchen Stellschrauben extrem lange dauert, bis sie wirksam werden. Viele sind beispielsweise davon überzeugt, wir bräuchten nur eine neue, kohlenstofffreie, kostengünstige Technologie, wie Kernfusion oder Thoriumspaltung, um die Klimakrise zu lösen. Mit En-ROADS kann man testen, was wäre, wenn eine solche Technologie morgen im Labor ihren Durchbruch erfahren würde: Es überrascht dann, dass es sehr lange dauert, bis diese neue Technologie tatsächlich einen relevanten Anteil am Energiemix hat. Denn es würde Zeit brauchen für die Kommerzialisierung, die Realisierung von Lernkurven und Skaleneffekte und das Bauen dieser Kraftwerke. Daher wäre ihr Einfluss auf die CO2-Emissionen und den Temperaturanstieg bis 2038 geringer als erwartet.



Bei den Simulationen wird hart verhandelt.
Foto: Fanni Weber (nez e.V.)

Kommen wir noch zu etwas ganz praktischem: Wie können denn wir als Studierende das Thema Klimaschutz mehr in unser Leben aufnehmen?

Jegliches Engagement auf dem Gebiet ist wichtig. Das kann auf allen Ebenen stattfinden, in Parteien, in Nebenjobs bei NGOs, in Praktika; Sie können Studien- oder Abschlussarbeiten darüber schreiben. Oder Sie können in einem Unternehmen arbeiten, das dieses Thema noch gar nicht auf dem Schirm hat und dort Impulse setzen.

Im Privaten können Sie mit Freunden und Familie ins Gespräch kommen und sich darüber Gedanken machen, wie wir das Thema angehen können.

Und, natürlich, selber World Climate oder die Climate Action Simulation spielen, sich das Material runterladen und zum Beispiel an der ehemaligen Schule, mit Kommilitonen, im Sportverein oder in der Kirche ausprobieren. Jedes zehntel Grad zählt. Es wird nicht einfach, aber es wird sich lohnen.

Vielen Dank für das Gespräch.



Sophie Vollmer (19):
ist sich nach dem Interview sicher, dass ihr Politikstudium sie nicht in die Politik führen wird.

Coming as guys, going as men

We are Francesco, Guido and Emanuele and we come from Italy. We all study in the university of Pavia and one year ago we moved to Tubingen to attend the last year of Master for a program of Double Degree in economics and management. Having an experience abroad meant a lot to us, because thanks to it we got the possibility to improve our person - culturally and personally. Tübingen is more than just living in Germany; it is like living in a place where diversity is on the agenda, since it is full of different nationalities. We have been extremely lucky: From the beginning we created a wonderful group of Italians and Germans, and right now we have a strong friendship that no one will ever break. What helped building this friendship are two things; number one: The library – a place where we were meeting every day for studying and hanging around together. Number two: The Kuckuck; the place where we were emptying our minds with a good German beer and enjoyed the music and the cheerfulness that this place transmits. Something that immediately attracted us is the green of this city; here our lungs breathe cleaner air. Our highlight thanks to all this green: Going in the park, taking the sun in and playing Flunkyball which is a fun and clever game, both because you can move your body and drink some beer - or maybe it is just an excuse for drinking a beer while pretending to do sports in the meantime. This city is so clean that there are even people who walk barefoot, and indeed we also experienced this once. Another important experience we had in Germany was the Volksfest in Stuttgart, which was fun because all the people smile and sing while they drink their Maß. Going there for the first time felt like beer heaven. The only thing we regret is not having worn the Lederhose. Very odd is the culture of the Pfand. We think, it's very smart to apply the Pfand to each bottle because the people are more willing to return them, so the city stays cleaner. The pollution in Tubingen is very low, given by the fact that there are less cars than in Milan, because most of the people travel either by public transport or using the bicycle. The beauty of this city is that it is truly a city for everyone, as it is peaceful for growing a family, since there are schools and sport centres, but at the same time it is dynamic for young people who like to have fun - a city full of pubs, discos, restaurants and parks. So concluding this article we can definitely say that living in Tübingen is both - a dream and sometimes also a challenge, because we are not living in your home country anymore, our comfort zone. But we all feel of being arrived like guys and going away like men.When we will leave this city, we will definitely miss the friends we met here, our favourite beer Schimpf and this untroubled life.



Our hood: The „Neue Aula", of course with a Schmipf-Beer. Foto: Sophie Vollmer

Best Wishes
Francesco Vitalini,
Emanuele Pietrasanta
& Guido Gusmaroli

IMPRESSUM



Foto: Thomas Dinges

Kupferblau Nr. 42, Januar 2020

Das studentische Tübinger Campusmagazin Kupferblau erscheint ein Mal pro Semester. Unabhängig, neutral und kostenlos informieren wir über sämtliche Themen rund um das Studierendenleben und Tübingen – sowohl in der Print-Ausgabe als auch online unter www.kupferblau.de. Die Kupferblau bietet mehr als „nur" journalistische Mitarbeit. Auch Anzeigen-Akquise, Fotografie, Illustration, Layout und Marketing gehören zu den Aufgaben der Redaktion.

Anschrift der Redaktion:
Wilhelmstraße 30
72074 Tübingen

Web: www.kupferblau.de
E-Mail: redaktion@kupferblau.de
Druck: Sautter GmbH Reutlingen
Auflage: 4600

HERAUSGEBER:
Florian Sauer

CHEFREDAKTION PRINT (V.I.S.D.P):
Anna-Lena Jaensch
Tabea Siegle

PRINT-REDAKTION:
Nils Conrad, Sina Gramlich, Isabel Jarama, Cedric Kirchhöfer, Marie Linn Lohmann, Leonie Müller, Clara Thier, Patricia Tumele, Sophie Vollmer, Sara Weihing, Urs Winterhalder

CHEFREDAKTION ONLINE (V.I.S.D.P.):
Marvin Feuerbacher
Ellen Lehmann

ONLINE-REDAKTION:
Heike Beirle, Alexa Bornfleth, Rona Eccard, Gizem Güler, Cora Hartmann, Maximilian Hansche, Judith Hüwelmeier, Maren Luithlen, Nicolas Oehler, Felix Peterlik, Michelle Pfeiffer, Michael Schlegel, Ineke Schüter, Clara Solarek, Sarah Sommerau, Friederike Streib, Sinem Tuncer

FOTOGRAFIE:
Thomas Dinges (Coverfoto)
Daniel Böckle
Marko Knab
Nica Breuninger (Cover-Model)

LAYOUT:
Aaron Chaudhry

Der Druck des Magazins wurde gefördert durch den Studierendenrat aus QSM-Mitteln. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Vervielfältigung, Speicherung und Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit schriftlicher Genehmigung der Redaktion.

Hast du Lust, mitzumachen?
Dann melde dich über Facebook oder per Mail an redaktion@kupferblau.de. Oder komm einfach vorbei: Wir treffen uns immer dienstags um 20.15 Uhr im Clubhaus (linke Tür, 1. Stock).

@kupferblau

@kupferblau

@kupferblau_redaktion

ITZ PART OF THE GAME, HONEY



DAS MUSS FÜR JEDE WG
UNSER 5ER/10ER WAHLABO
Terminlich voll flexibel, übertragbar, mega günstig.
Ein gutes Mitbringsel bei Einzug, bestandener Prüfung oder als Entschuldigung wenn Du was verbockt hast.

ÜBERLEBENSKUNST. EINE KÖRPERLICH-KLIMATISCHE ERFORSCHUNG	*Wiederaufnahme ab* **23. Januar 2020**
DER WIDERSPRUCH – EIN VOLKSLIED	*Premiere* **1. Februar 2020**
IM ANTLITZ DER MASCHINEN ODER DAS RECHT AUF MAKELLOSIGKEIT	*Premiere* **29. Februar 2020**
FREUND HEIN – EIN THEATRALER TOTENZUG	*Premiere* **25. April 2020**
PRODUKTION VON UND MIT #DIESEJUNGENLEUTE	*Premiere* **23. Mai 2020**
WTF 1770 – HÖLDERLIN MEETS BEETHOVEN	*Premiere* **4. Juni 2020**

ZEITGENÖSSISCHES THEATER
MITTEN IN DER TÜBINGER ALTSTADT
IMMER DONNERSTAGS–SAMSTAGS
UM 20 UHR.

Mittwochs sITZung
Get together mit Künstler*innen und Referent*innen
Theaterbar und Abendkasse ab 19 Uhr
Bei uns gibts ECTS-Punkte für Theaterbegeisterung.

Open Space
Immer mittwochs und samstags von 11–13 Uhr und donnerstags und freitags 16–18 Uhr sind Theaterfoyer und Terrasse zum Lesen, Recherchieren und Diskutieren geöffnet.

www.itz-tübingen.de

INSTITUT FÜR THEATRALE ZUKUNFTSFORSCHUNG
IM ZIMMERTHEATER TÜBINGEN



Viel mehr Ökostrom als Du denkst

Für Tübingen, Deutschland und für Dich

Wir erzeugen jedes Jahr rund 200 Mio. Kilowattstunden Ökostrom in unseren eigenen Wasser-, Wind- und Sonnenkraftanlagen. Und wir wollen mehr!

Bitte unterstützen Sie uns auf diesem Weg und wechseln Sie zu unserem Ökostrom.

Kundenservice: 07071 157-300
www.ökostrom-tübingen.de

TÜV NORD
TÜV NORD CERT GmbH
Geprüfter Ökostrom

ENERGIEVERBRAUCHERPORTAL
TOP LOKALVERSORGER 2019
STROM

swt.
Stadtwerke Tübingen

WIR WIRKEN MIT.